FRIEDR. ALBR. KARCHER

Die Freischärlerin

WHINK E-BOOKS

DIE FREISCHÄRLERIN

Novelle aus dem Jahre 1849

FRIEDR. ALBR. KARCHER

Kaiserslautern.
In Commission der Ph. Rh. Mahla'schen Buchhandlung.
1851.

Die Freiſchärlerin.

Novelle aus dem Jahre 1849

von

Friedr. Albr. Karcher.

Kaiſerslautern.

In Commiſſion der Ph. Rh. Mahla'ſchen Buchhandlung.

1851.

INHALT

Vorwort

[Hauptteil]

Schluss

Anmerkungen
Zu diesem E-Book

VORWORT

[III]

Vorliegendes Werkchen war bereits geschrieben, als mir der Anklageakt des k. Generalprokurators zu Zweibrücken gegen M. Reichard und Genossen wegen Hochverraths &c. zu Gesicht kam.

Ich fand mich, nachdem ich ihn gelesen, auch nicht veranlaßt, diese ergiebige Quelle nachträglich zu benützen und Aenderungen vorzunehmen. Was ich in gedrängten Worten über die pfälzische Revolution im Jahr 1849 sagte, habe ich nach *meiner Auffassung* wiedergegeben, jedoch mit dem Bestreben nach unparteiischer, rein objektiver Darstellung. Die *Wahrheit*, die historischen Thatsachen, von der *Dichtung* oder *Erdichtung* zu trennen, wird dem Leser nicht schwer fallen. Auch habe ich wohl kaum nöthig zu bemerken, daß es mir nicht eingefallen ist, Persönlichkeiten in den engern Kreis der Novelle zu [IV] ziehen. Um in dieser Hinsicht ja zu keinen Mißdeutungen Anlaß zu geben, wurde dem Wohnorte des Pfarrers Ignaz (dessen Bild zwar nicht rein aus der Luft gegriffen, aber von einem entfernteren Boden zugeführt ist) der fingirte Name Waldheim gegeben, welchen man nicht wohl auf der pfälzischen Landkarte finden wird; und der mit der Umgebung Kaiserslauterns vertraute Leser muß sich hier eine kleine Phantasielandschaft in dieselbe malen.

Kaiserslautern, im September 1850.

Der Verfasser.

[1]
Am 1. Mai 1849 hatte die Stadt Kaiserslautern ein festliches Ansehen. Die meisten Häuser waren mit den deutschen Fahnen geschmückt, die Gewerbe ruhten, und in den Straßen wogte es sonntäglich.

Die Veranlassung hierzu war von dem geschäftsführenden Ausschusse der pfälzischen Volksvereine gegeben, welcher auf den folgenden Tag, den 2. Mai, eine *allgemeine Volksversammlung* ausgeschrieben hatte, um darüber zu berathschlagen, welchen Standpunkt die Bevölkerung der Pfalz bei der den deutschen Verhältnissen drohenden Krise einzunehmen habe. Eine vorberathende Versammlung aus den Notabeln der Pfalz: den pfälzischen Mitgliedern der Nationalversammlung und der bayerischen Kammern, den Wahlmännern, Landräthen, Bürgermeistern und Gemeinderäthen, den Mitgliedern des Kreisausschusses und den Vertretern aller politischen Vereine sollte sich aber heute schon über die Vorschläge einigen, welche der Volksversammlung gemacht werden sollten.

[2] Zur bestimmten Stunde fanden sich die Eingeladenen äußerst zahlreich in dem schönen großen Saale der Fruchthalle ein, und schaarten sich um den Präsidentenstuhl und die Tribüne. Die entfernteren Räume des Saales und die Gallerieen blieben dem Publikum überlassen.

Nikolaus Schmitt von Kaiserslautern, Mitglied der deutschen Nationalversammlung ward zum Präsidenten erwählt, und die Sitzung eröffnet. In Betreff der Hauptfrage: der Einführung der Grundrechte und der Reichsverfassung wurden drei verschiedene Anträge gestellt.

Der *erste*, welcher dahin ging, sich nochmals mit einer Adresse oder Sturmpetition nach München zu wenden, um auf diesem Wege die Anerkennung der Grundrechte und der Reichsverfassung zu erwirken, fand keine Unterstützung und wurde von dem Antragsteller selber wieder zurückgezogen.

Der *zweite* lautete auf Ernennung eines

Landesvertheidigungsausschusses, welcher sogleich in Thätigkeit zu treten und so lange in Permanenz zu verbleiben habe, bis die gefahrvolle Lage des Vaterlandes vorüber sey. Diesem Antrag schlossen sich viele Redner, worunter die Frankfurter und Münchner Abgeordneten, mehrere Juristen und andere Angestellte, an.

Der *dritte* forderte die sofortige Einsetzung einer *provisorischen Regierung*. In heftigen leidenschaftlichen Vorträgen sprachen hiefür die Bürger Loose und [3] Weber aus Neustadt, mit feuriger jugendlicher Begeisterung aber Rechtskandidat Peter Frieß aus Frankenthal.

Je mehr sich die beiden verschiedenen Ansichten entgegentraten, je mehr sich in Nebenfragen die Debatte verwickelte, desto schroffer und leidenschaftlicher ward sie geführt, und nur mit Mühe gelang es dem Präsidenten, tumultuarischen Unterbrechungen zu begegnen, und die parlamentarische Redefreiheit aufrecht zu erhalten.

Der Leser wird gewiß mit uns einverstanden sein, wenn wir ihn mit dem Detail der gehaltenen Reden verschonen. Wohl fiel manch erhebendes Wort, wohl ward die Tagesfrage hie und da in neuer eigenthümlicher Weise behandelt, aber auch des Wiedergekäuten, schon tausendmal Gehörten kam in Hülle und Fülle vor.

Wir haben daher füglich Zeit, den Leser auf die von Zuschauern reich besetzten Gallerieen führen, und die Unterhaltung zweier jungen Mädchen anhören zu können, welche an die Brüstung gelehnt, den Verhandlungen drunten im Saale, je nachdem die Redner sprachen, mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit zu folgen schienen.

»Sieh' doch einmal, liebe Flora,« sagte diejenige von ihnen, welche die Aeltere zu seyn schien, »wer ist wohl der junge Mann, der sich so eifrig mit *Edmund* unterhält?«

»Ich sah ihn schon bei Beginn der Sitzung, als er mit Edmund kam,« fiel schnell die Angeredete ein, hielt [4] dann einen Augenblick inne, als habe sie zu viel Interesse verrathen oder zu

lebhaft gesprochen, und fuhr darauf fort: »Ich kenne ihn nicht; aber scheint es dir nicht, Therese, als wolle er deinen liebenswürdigen Bräutigam, den redefertigen Herrn Edmund dazu veranlassen, die Rednerbühne zu besteigen?«

»Boshaftes Mädchen!« zankte Therese.

»Nun, nun, nicht böse,« begütigte Flora, »du wirst doch zugeben, und du kannst stolz darauf seyn, daß Edmund besser, gewählter und folgerichtiger spricht, als der größere Theil der heute aufgetretenen Redner. Ich möchte ihn wirklich nach dem jetzigen Sprecher, der nun schon zum zweiten male die Versammlung langweilt, hören, so wenig ich mit seinen reaktionären Meinungen einverstanden bin.«

»Wilde Demokratin,« entgegnete Therese, »wie kannst du Edmund reaktionärer Meinungen beschuldigen? Huldigt Edmund nicht dem entschiedensten Fortschritte, und hat er nicht gestern noch sogar ausgesprochen, daß er die Republik für die natürlichste Staatsform halte?«

»Ja, um hinterher zu erklären, daß die Einführung derselben vor der Hand in das Reich der Träume gehöre. Immer das leidige: v*or der Hand!* Die guten Deutschen! Trotz aller Erfahrungen seit dem vorigen Jahre haben sie noch nichts gelernt, aber alles vergessen. Sie glauben in ihrer Gutmüthigkeit noch immer, die [5] Freiheit werde ihnen über Nacht, wie einem Kinde, dem man auf Weihnachten bescheert, auf dein Präsentirteller gebracht. — Doch siehe da,« rief sie lebhaft, »der junge Mann, Edmund's Begleiter, besteigt die Tribüne.«

»Herr Robert hat das Wort,« rief der Präsident.

»Nun haben wir doch seinen Namen,« sagt Therese.

»Also Herr Robert.«

»Robert,« wiederholte Flora.

Dem vorigen Redner hatte die Versammlung sehr wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und auch jetzt setzten die verschiedenen Gruppen die einmal begonnenen Gespräche noch fort, an die Klingel des Präsidenten war man schon zu sehr

gewöhnt, die kräftige Stimme des jungen Mannes drang aber durch das Getöse, erst wenige, dann immer mehr Zuhörer begannen seinen Worten zu lauschen, durch leichtes Zischen beschwichtigte nun die Versammlung sich selbst, und bald herrschte athemlose Stille. Der Redner ging, um auf den ewigen Kampf zwischen den Mächtigen und den Unterdrückten hinzuweisen, bis in die älteste Geschichte zurück, wußte aber bei der Aufzählung der Gewaltthaten der Nero's, Domitian's u. s. w. diese in einer solch eigenthümlichen Weise hinzustellen, daß man in dem von ihm entworfenen Bilde nur einen Spiegel unserer gegenwärtigen Zustände sah, die Figuren im Bilde nahmen immer mehr Gestalt und Züge jetzt lebender Personen an, und der Redner befand sich nun [6] auf einmal, ohne daß man den Sprung gewahren konnte, mitten in der Gegenwart, seine Rede, bisher klar und ruhig, ward feuriger, leidenschaftlicher; mit glühender Begeisterung trat er als Kämpe auf für die »heiligen und unverletzlichen Rechte des Volks«. Jedermann erwartete, daß er sich schließlich für die energischsten Maßregeln, für die Einsetzung einer provisorischen Regierung entscheiden würde, allein ohne sich für einen der beiden Anträge auszusprechen, beschwor er beide Parteien, welche Ansicht auch die Majorität erlangen würde, derselben beizutreten, um durch Einheit stark zu bleiben. »Landesausschuß oder provisorische Regierung,« sagte er, »was streiten wir uns um Worte? Behalten wir die Sache im Auge, die heilige Sache, über die wir alle einig sind, und stehen wir einmüthig Mann für Mann für sie ein, das Volk ist nur dann souverän, wenn es sich dem Ausspruch seiner Mehrheit zu unterwerfen weiß. Damit nun die Beschlüsse der heutigen Versammlung nicht als eine blose Parteiansicht, oder als die Ansicht einer zufälligen Majorität, sondern als unser Gesammtwille erkannt, und als solcher der Volksversammlung morgen mitgetheilt werden kann, beantrage ich, alle Versammelten möchten vor der Hauptabstimmung erklären, daß sie sich den Beschlüssen der Mehrheit unterordnen, und bei der Volksversammlung keine Einsprache mehr dagegen erheben würden. Einer [7] Opposition,

schloß er, »ohne welche kein politisches Leben, keine wahre Volksfreiheit sich entwickeln kann, wollen wir dadurch nicht ausweichen: lasset sie uns von außen erwarten. Bildet sie sich aber in unserer eigenen Mitte, so ist alles, was heute gesprochen und beschlossen worden, zwecklos, dieselben Debatten werden sich morgen, leidenschaftlicher und stürmischer als heute erneuern, die Volksversammlung könnte dann möglicher Weise ohne Resultat endigen, oder doch einen ungünstigeren Eindruck zurücklassen, als wenn wir heute gar nicht zusammengekommen wären, und ohne Vorberathung die Entscheidung dem natürlichen Sinne des Volkes überlassen hätten.«

Unter lebhaftem Beifall verließ der junge Mann die Rednerbühne. Sein Antrag ward noch von mehreren Rednern unterstützt, zur Abstimmung gebracht und einstimmig angenommen.

Inzwischen hatte der andere junge Mann, welcher von den beiden Mädchen Edmund genannt, und als Theresens Bräutigam bezeichnet worden war, diese auf der Gallerie bemerkt, und nur den Schluß der Rede seines Freundes Robert abgewartet, um, von diesem begleitet, hinauf zu den beiden Schwestern zu eilen.

Nachdem ihnen Robert vorgestellt worden, lenkte sich die Unterredung sogleich auf die Tagesereignisse. Edmund äußerte einige Bedenklichkeiten wegen Ueberstürzungen. »Immer die Bedenklichkeiten,« unterbrach [8] ihn Robert, es liegt ein Fluch auf dem deutschen Charakter, daß wir vor lauter Bedenken kaum zum Denken, viel weniger aber zum Handeln kommen.«

Sie sprechen mir aus der Seele,« fiel lebhaft Flora ein, »doch, ich wollte nicht unterbrechen, fahren Sie fort!« —

Der junge Mann aber schwieg, und seine Blicke ruhten bewundernd auf dem gerötheten Gesichte des schönen Mädchens. Edmund ergriff dagegen wieder das Wort:

»Ich gebe zu, daß der Deutsche im Allgemeinen zu bedenklich oder zu bedächtig, und im Handeln oft sehr unpraktisch ist; allein es ist ungerecht, ihm vorzuwerfen, daß er nie zum Handeln

komme. Ich habe im Gegentheil die Dreistigkeit zu behaupten, daß er nur zu oft durch vorschnelles Handeln seine Pläne scheitern gemacht, indem er noch nicht die Kräfte hatte, sein Werk zu vollenden. Auf die unnütz angewendeten Kraftanstrengungen folgt dann immer eine Erschlaffung und ein Rückschlag. Steht es zum Beispiel nicht fest, daß die pfälzischen Demonstrationen im Jahr 1832, das Hambacher Fest, und im folgenden Jahre das Frankfurter Studentenattentat uns in jenen traurigen Zustand zurückgeworfen haben, welcher der Revolution von 1848 voranging; daß im Jahr 1848 selbst Hecker's unüberlegter Freischaarenzug die Reaktion zuerst wieder [9] hervorgerufen, der unglückselige Barrikadenkampf am 18. September in Frankfurt dieser zwar erwachten, aber noch immer unmächtigen Reaktion wieder alle Waffen gegen das Volk in die Hände geliefert hat?«

»Deine Behauptung,« erwiederte Robert, »ist wirklich eine dreiste, obgleich nicht viel Dreistigkeit dazu gehört, die Thaten nur nach dem Erfolg zu beurtheilen. Ich tadle nur die Schwäche, die Unentschiedenheit der That. Hätte man auf dem Hambacher Feste, das kein blos pfälzisches Fest war, sondern die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich gezogen, *gehandelt*, hätte Deutschland voriges Jahr, als Hecker im badischen Oberlande aufstand, statt Heckerlieder zu singen, *gehandelt*, so würde es, wenn nicht gesiegt doch wenigstens gezeigt haben, daß es ihm Ernst sey mit der Freiheit. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß aus diesen einzelnen Versuchen der Deutsche schon manches gelernt hat, und ich betrachte die Rückschläge, welche auf dieselben erfolgen mußten, nicht als ein Unglück, sondern als ein Antrieb zu neuer Kraftentwickelung. Darum baue ich auch noch auf eine Zukunft Deutschlands.«

Die Schelle des Präsidenten unterbrach das Gespräch. Man hatte sich über die Fragestellung geeinigt.

Der Antrag auf Einsetzung einer provisorischen Regierung erhielt nicht die Majorität, dagegen wurde derjenige, der Volksversammlung die Ernennung eines [10]

Landesvertheidigungsausschusses vorzuschlagen, beinahe einstimmig angenommen.

Trommelschlag und die muntern Klänge der Kaiserslauterer Bürgerwehrmusik riefen in der Frühe des andern Morgens die Einwohner aus dem Schlafe. Der Zudrang der von allen Theilen der Pfalz Zuströmenden, zu Fuß und auf Fuhrwerken jeglicher Art, geschmückt mit den deutschen Fahnen, mehrte sich von Stunde zu Stunde, die Eisenbahnzüge gingen ununterbrochen. Auf den Straßen, in den Gasthöfen und Biergärten wimmelte es bunt durcheinander. Bürgerwehren, Turner, Schützen bringen Abwechslung in die einförmige bürgerliche Kleidung. Ueberall begrüßen sich Freunde; denn die Pfälzer kennen sich besser, als die Bewohner mancher einzelnen großen Stadt. Alle Gauen der Pfalz sind vertreten. Man sieht es, es ist keine Parteibewegung, welche die Versammlung veranlaßte: der Beamte wie der Bürger, der reiche Güterbesitzer, wie der schlichte Gewerbsmann, alle betheiligen sich in gleicher Weise. Nur von dem eigentlichen Proletariat, welches sonst so zahlreich derartigen Versammlungen zuströmt, entdeckt man keine Spur[1]. Denn die Blousen, die man hie und da [11] gewahr wird, gehören keinen Proletariern an; dafür ist der Schnitt zu gefällig, und die Koketterie zu bemerkbar, mit welcher sie getragen werden.

Um zwei Uhr des Nachmittags ist der neue Stiftsplatz, auf welchem eine geräumige mit Fahnen und Draperieen gezierte Bühne für den Präsidenten, die Schriftführer und Redner errichtet ist, mit 10 bis 12 Tausend Männern angefüllt, die Volksversammlung wird eröffnet und der Reichstagsabgeordnete *Reichard* aus Speyer zum Präsidenten ernannt. Wir fassen den Gang der Verhandlung in kurze Worte zusammen. Obgleich die Mitglieder der gestrigen Vorversammlung sich geeinigt hatten, nicht mehr gegen den gefaßten Generalbeschluß aufzutreten, so

konnte es doch ein Theil der Partei, welche sich die Einsetzung einer provisorischen Regierung zur Zielscheibe gesetzt, nicht über sich gewinnen, auf ihr Projekt ganz zu verzichten, und brachte es nur in einer andern Form vor, indem man zwar dem Namen Landesvertheidigungsausschuß zustimmte, denselben aber an solche Vorschriften gebunden wissen wollte, welche ihn in der That zu einer provisorischen Regierung umgestempelt hätten, indem die öffentlichen [12] Kassen sogleich mit Beschlag belegt, alle Beamten, welche nicht auf die Reichsverfassung schwören würden, abgesetzt werden sollten u. s. w. Am meisten ereiferte sich unter den Rednern dieser Partei wieder *Loose* aus Neustadt, obwohl er ganz heiser war. Um nun auf dem weiten Platze verstanden zu werden, mußte er zum Schreien seine Zuflucht nehmen, was eine höchst unangenehme Wirkung hervorbrachte, und durchaus nicht geeignet war, seiner Ansicht neue Anhänger zu gewinnen. Uebrigens war die genannte Partei an sich schon sehr stark, und wären Loose und Consorten heute von Peter Fries, dem beliebten Redner, der aus ehrenden Gründen der Versammlung gar nicht beiwohnte, unterstützt worden, so würde ihnen wahrscheinlich der Sieg geblieben seyn. Denn die erste Abstimmung fiel so zweifelhaft aus, daß nach langem heftigen Hin- und Herreden eine *zweite* und zwar zur Vermeidung von Unterschleif durch Erheben beider Hände beschlossen und vorgenommen werden mußte. Diesmal ging nun der Antrag auf Ernennung eines Landesvertheidigungsausschusses durch; die Gegner erhoben zwar nochmals Protest dagegen, allein vergebens, worauf die Allerunzufriedensten, die Rothesten unter den Rothen die rothe Fahne entfalteten, und unter Trommelwirbel davonzogen.

Die Versammlung nahm nun einen ruhigeren Charakter an. Die Wahl der Mitglieder des Landes[13]vertheidigungsausschusses war noch vorzunehmen. Obgleich man sich im Prinzip für eine allgemeine direkte Wahl aussprach, so hielt man dieselbe doch für zu zeitraubend und in Ermangelung aller Vorbereitungen nicht ausführbar. Sie ward deßhalb den Notabeln, wie sie gestern

versammelt waren, übertragen. Es wurden nun noch einige Reden gehalten. Dann schloß man auf eine würdige erhebende Weise mit einem allgemeinen Hoch auf das werdende *»einige und freie Deutschland.«*

Die Notabeln begaben sich sofort in die Fruchthalle und wählten folgende 10 Mitglieder in den Landesvertheidigungsausschuß: Reichard aus Speyer, Schmitt aus Kaiserslautern, Schmidt aus Kirchheim, Hepp aus Neustadt, Greiner aus Pirmasenz, Culmann aus Zweibrücken, Didier aus Landstuhl, Fries aus Frankenthal, Schüler aus Zweibrücken und Hannitz aus Zweibrücken. Der Letztgenannte lehnte die Wahl ab. Auch Schüler (als Reichstagsabgeordneter in Frankfurt) nahm keinen Theil an den Geschäften.

Der Ausgang der Volksversammlung hatte alle Parteien (wenn überhaupt nach dem Abgange der Rothen noch von Parteien die Rede seyn konnte) versöhnt und befriedigt. Nach einem so heißen Tage — denn auch die Maisonne hatte das ihrige dazu beigetragen — sehnten sich Fremde, wie Einheimische nach einer Erfrischung und strömten den Biergärten zu; denn [14] das Kaiserslauterer Gebräu genießt weit und breit eines guten Rufes. In manchen Lokalen, und namentlich in jenem, in welchem die Bürgerwehrmusik spielte, war der Zudrang so groß, daß man sich die Gläser förmlich erobern mußte. Hier finden sich nun alte Freunde aus den verschiedenen Theilen der Pfalz, die sich am Morgen nur flüchtig begrüßen konnten, wieder zusammen, und haben nun Muße, sich gemüthlich aussprechen zu können. Wenn man sich lange nicht gesehen, so hat man sich so vielerlei zu sagen, und so kam es auch wohl, daß die Tagesereignisse, statt den eigentlichen Stoff zur Unterhaltung zu bilden, der Art in den Hintergrund traten, um vertraulichen Gesprächen Platz zu machen, daß ein Fremder, welcher jetzt erst angekommen und hinzugetreten wäre, unmöglich hätte errathen können, welche wichtigen Beschlüsse an diesem Tag hier gefaßt worden waren.

Begleiten wir von hier aus unsere beiden Freunde Edmund und

Robert in die Wohnung des alten *Werner*, des Oheims der beiden jungen Mädchen, deren Bekanntschaft wir gestern auf der Gallerie des Fruchthallsaales gemacht haben. Therese und Flora, welche ihre Eltern früh verloren hatten, wohnten bei diesem Oheim. Die Sonne war noch nicht unter, der schöne Maiabend hatte sie ins Freie gelockt, ins nahe Hausgärtchen. Werner saß im Lehnstuhle, sein Pfeifchen [15] schmauchend und hörte den Erzählungen eines jungen Mannes zu, welcher ihm über die Volksversammlung zu berichten schien. Ein hämisches Lächeln überflog zuweilen des Letztern Züge, und verlieh ihnen einen unangenehmen Ausdruck. Von seiner Unterhaltung mußten die Mädchen auch nicht sehr erbaut sein, denn Therese starrte gedankenvoll ins Weite, und Flora suchte sich aus den ersten Sproßen und Blüten der neu erwachenden Natur ein Sträußchen zu winden.

Das Eintreten Edmunds und Roberts veränderte die Scene. In Robert erkannte der alte Werner den Sohn eines ihm theuer gewesenen Jugendfreundes wieder. Der obenerwähnte junge Mann ward unter dem Namen Alfred vorgestellt. Die Mädchen waren sogleich mit einigen Gartenstühlen bei der Hand, und man nahm Platz. Das Gespräch lenkte sich wieder auf die Volksversammlung.

»Die ganze Verhandlung,« bemerkte Alfred in spöttischem Tone, »war eine recht gut aufgeführte Komödie zu nennen.«

Flora's edle Stirne erglühte vor Zorn, doch schwieg sie und Alfred fuhr fort:

»Nur würde sie in theatralischer Beziehung effektvoller gewesen seyn, wenn die Herren Weber und Loose gesiegt hätten, und ernsthaft gesprochen, wäre dies mein eifrigster Wunsch gewesen.«

[16] »Ernstlich gesprochen?« rief verwundert Therese, »nein, Herr Alfred, Sie scherzen dennoch. Oder wie wäre es möglich, daß Sie Erzaristokrat sich so plötzlich zu einem Rothrepublikaner bekehrt hätten, daß Sie mit Ihren streng kirchlichen Ansichten sich zu dem deutschkatholischen Prediger Loose hingezogen fühlten?«

»Keines von beiden, verehrte Freundin,« erwiederte Alfred, »ich sagte ja nur in theatralischer Beziehung, rein als Komödie

betrachtet, würde die Geschichte effektvoller durch den Sieg der Rothen gewesen seyn, in der Wirklichkeit aber hätte sie gar keinen Effekt gemacht, sie wäre ohne alle Folge geblieben. Der große Haufe hätte natürlich nur Leute vom Schlage eines Weber und Loose und nicht ihre heutigen Gegner an die Spitze der provisorischen Regierung berufen können, aber derselbe große Haufe würde, aus dem heutigen Rausch erwacht, schon morgen den wahrscheinlich höchst verrückten Anordnungen jener Männer ebenso wenig Folge geleistet haben, als der intelligentere Theil des Volkes, die ganze Komödie wäre zu dem lächerlichsten Fastnachtsscherze herabgesunken und ausgegangen, wie das Hornberger Schießen. Die jetzt gefaßten Beschlüsse aber haben der Sache eine Art Bedeutung gegeben, deren Folgen sich noch nicht berechnen lassen.«

»Jetzt freilich nicht,« entgegnete Edmund, »allein der Erfolg der gegenwärtigen Bewegung muß sich bald [17] entscheiden. Mehr als von uns selbst hängt er von äußern Ereignissen ab. Allein auch der Weg, welchen der Landesvertheidigungsausschuß einschlagen wird, kann vieles entscheiden. Das Volk hat dadurch, daß es demselben unbedingte Vollmacht gab, ohne ihn an irgend ein Mandat zu binden, durchaus nicht demokratisch gehandelt. Es hat seine Souveränetät an Wenige abgetreten. Das war freilich unter den obwaltenden Verhältnissen, den Bestrebungen der rothen Partei gegenüber, ebenso nothwendig, als es in Zeiten dringender Gefahr in Republiken die Diktatur ist. Meiner Ansicht nach dürfte aber jetzt der Landesvertheidigungsausschuß nichts anderes thun, als das Volk zu bewaffnen, daß es auf alle Fälle gerüstet dastehe, er müßte alle Collisionen mit den Behörden vermeiden, und sich überhaupt hüten, den Boden des Gesetzes zu verlassen.«

»Müssen denn immer,« fiel Robert ein, »Gesetz und Rechte sich wie eine ewige Krankheit forterben? So lange wir uns mit rechts und links blickender Aengstlichkeit in Zeiten der Gefahr stets an den Buchstaben des sogenannten Gesetzes halten, werden wir immer nur eine halbe Revolution machen, und alles *halbe* ist

weniger denn *Nichts*, Adam Riese mag dagegen sagen, was er will. — Nein, nein, der Landesausschuß muß den ausgedehntesten Gebrauch von dem ihm durch das Volk gewordenen Auftrag machen, er muß mit aller [18] Kraft und Entschiedenheit auftreten; dann wird das Volk auf ihn Vertrauen haben und ihn stützen. Dann wird die Pfalz durch ihr kühnes Beispiel den Nachbarstaaten, dem ganzen Deutschland das Signal zu einer allgemeinen Erhebung geben, und uns dem Ziele zuführen.«

»Du gibst also zu,« versetzte Edmund, »daß zum Gelingen unseres Vorhabens wir der Sympathie des übrigen Deutschlands, und für den Anfang wenigstens der Unterstützung einzelner anderer Landestheile, namentlich der Nachbarländer bedürfen, um die Möglichkeit eines Erfolges für uns zu haben. Warum nun, ehe wir dieser Unterstützung, dieses Anschlusses gewiß sind, gleich va banque spielen? Warum nicht abwarten, ob die Centralgewalt, ob die Nationalversammlung…«

»Sprich nicht von diesen ohnmächtigen Phäntomen,« fiel Robert ein.

»An einer Ohnmacht,« gab Edmund zur Antwort, »stirbt man noch nicht, und man erholt sich wieder. Die Centralgewalt kann mit der Nationalversammlung auch wieder erstarken. Bei der unglücklichen Verwirrung, in welche Deutschland gerathen ist, sind sie im Augenblick doch nur noch die einzigen Stützen, welche eine mögliche Vereinigung bieten, und an welche wir uns nun einmal anklammern müssen.«

»Wer sich an schwache Stützen anklammert,« [19] bemerkte Robert, »wird mit ihnen in den Abgrund hinabgerissen.«

»Bravo,« klatschte Flora.

»Freilich,« fuhr Edmund fort, »wenn wir uns an das Schwache anklammern, ohne selbst auf festen Füßen zu stehen, so fallen wir natürlich mit einander. Sichern wir aber zuerst unsere eigene Stellung, so sind wir im Stande, die schwachgewordenen Stützen wieder zu befestigen, und so dauerhaft zu machen, daß wir uns wieder ohne Gefahr an sie anschließen, und anklammern dürfen.

Doch wir gerathen in Gleichnisse und Sophismen hinein und verlieren dadurch den Faden. Ich wiederhole daher, der Landesausschuß wird wohl thun, wenn er sich innerhalb der gesetzlichen Formen bewegt, wenn er im Anfange (und wozu hätte es denn so besondere Eile?) lieber zu wenig handelt, als daß er durch eine einzige unbesonnene Handlung seine eigene und der guten Sache ganze Existenz auf's Spiel setzt, wenn seine Schritte ihm die Anerkennung der Reichsgewalt und der Nationalversammlung sichern.«

»Sag lieber,« fiel Robert ein, »er möge auch bei der bayerischen Staatsregierung um Anerkennung petitioniren.«

»Und sich alsdann auflösen,« setzte Alfred hinzu. Das wäre wirklich das Klügste, was er thun könnte.«

Flora warf dem Sprecher einen wüthenden Blick zu und fuhr heraus:

[20] »Sie scheinen zu vergessen, Herr Alfred, daß diese Herren die Sache des Vaterlandes nicht wie Sie für Komödie und Possenreißerei ansehen.«

Alfred biß sich vor Ingrimm in die Lippen. Eine ängstliche Pause entstand, bis Onkel Werner, die Pfeife ausklopfend, dieselbe brach:

»Liebe Leute, ich finde, die Nachtluft fängt an, kühl zu wehen, und das taugt nicht für meine alten Knochen. Darf ich die Herren einladen, ins Haus einzutreten? Dort können wir die Discussion ganz parlamentarisch fortsetzen!«

Edmund, welcher fürchtete, daß sich die unangenehme Stimmung bei einer Fortsetzung der Unterhaltung nicht so schnell verwischen werde, sprach von Freunden, welche er und Robert noch aufzusuchen hätten, und drang auf Fortgehen. Auch Alfred nahm den Hut und empfahl sich. Robert mußte noch dem alten Werner versprechen, wiederzukommen, dann gingen sie. Flora sah ihnen oder dem Einen noch nach, als Therese und der Onkel schon das Haus erreicht hatten.

Beim Schlafengehen zankte noch Therese mit ihrer Schwester

wegen ihres unartigen Benehmens gegen Alfred.

»Ich konnte nicht anders, liebe Therese,« erwiederte Flora, »der Mensch wird mir täglich widerwärtiger, und ich möchte, daß er dies einmal verstehen würde.«

[21] »Aber doch nicht in Gegenwart von Andern.«

»Nun, der Onkel und Edmund kennen meine Abneigung, und Herr Robert… sah so aus, als nähme er mir meine Aeußerung nicht übel.«

Eine plötzliche Röthe überzog ihr Gesicht. Sie löschte schnell das Licht aus.

Sie schloß übrigens noch lange kein Auge. Wer aber in dem darauf folgenden unruhigen Schlafe ihre Traumbilder hätte verfolgen können, würde errathen haben, daß der leise Vorwurf, den ihr die Schwester gemacht, keine Schuld daran trug.

»Wer ist dieser Alfred,« fragte Robert im Fortgehen seinen Freund, »was hat er in dieser Familie zu schaffen?«

»Dieser Alfred,« erwiederte Edmund, »ist ein vermögender junger Mann, der auf seinem Landgute zwei Stunden von hier wohnt. Obgleich er die Universität besucht, und größere Reisen gemacht hat, so ist er doch immer ein sehr einseitiger Mensch geblieben. Er ist im höchsten Grade Pessimist; in dem Menschen, in dem Volke sieht er immer nur das Schlechte, und er fürchtet das Volk. Die Angst vor dem Communismus hat ihn voriges Jahr ganz krank gemacht; jetzt ist er von dieser [22] Angst wieder geheilt; doch erblickt er noch immer in der bescheidensten Volksforderung eine drohende Gefahr.«

»Kommt diese Idee denn aus ihm selbst, oder hat er sich eine fremde angeeignet?«

»Alle Besitzesmenschen sind ängstlich, und dieser Alfred von Natur aus etwas mehr als andere: doch hat jedenfalls auch fremder Einfluß auf ihn gewirkt. Er befindet sich nämlich ganz in den

Fesseln des katholischen Priesters seiner Gemeinde.«

»Ich verstehe.«

»Und ich glaube, es ist weniger eigentliche Frömmigkeit, welche ihn so sehr zu dem Pfarrer hinzieht, als die Idee, daß nur die Herrschaft der Priester über den großen Haufen noch im Stande sey, den anarchischen Bestrebungen der Zeit einen Damm entgegenzusetzen. Seine politische Farbe hast du Gelegenheit gehabt, heute Abend kennen zu lernen, obgleich er sonst im Werner'schen Hause nicht gerne über Politik spricht.«

»Und warum das?«

»Weil, wie du bemerkt hast, unsere Flora ganz anderen Ansichten huldigt.«

»Wie? Flora?« rief Robert heftig erschrocken, »warum bringst du sie mit ihm in Verbindung? Er und sie, es ist nicht möglich, nie und nimmer!«

Edmund konnte sich über das Aufbrausen des Freundes eines Lächelns nicht erwehren, und antwortete:

[23] »Du mußt nicht so gleich in Harnisch gerathen. Es kann unserer Flora nichts schaden, wenn sie einen unglücklichen Anbeter hat.«

»Also nur unglücklich,« sagte Robert und athmete leichter; »freilich, wie wäre es auch anders möglich? Ich kann nur die Tollheit dieses Menschen nicht begreifen.«

»Hat die Liebe,« entgegnete Edmund, »oder vielmehr die Leidenschaft nicht schon den Nüchternsten toll gemacht? So ist nun auch der sonst so materielle Alfred ganz blind in seiner Neigung zu Flora; und diese haßt ihn, haßt ihn bis zum Tode.«

»Wie wäre das anders möglich!«

»Das merkt aber entweder Alfred nicht, oder er will es nicht merken, oder hofft vielleicht, ihre jetzige Sprödigkeit könne sich mit der Zeit noch in Liebe verwandeln. Denn er setzt seine Bewerbungen unermüdlich fort, und diese sind, obgleich er es noch nicht gewagt hat, sich zu erklären, so offenkundig, daß sich Niemand darüber täuschen kann.«

Robert schwieg. Die beiden Freunde gingen eine lange Strecke mit einander fort, ohne ein Wort zu wechseln.

Die Beschlüsse, welche am andern Morgen der sogleich in Funktion getretene Landesvertheidigungsausschuß [24] veröffentlichte, überraschten allgemein, indem darnach nicht blos alle Gemeinden aufgefordert wurden, alle waffenfähige Mannschaft mit Waffen zu versehen, sondern auch an sämmtliche Beamte die Aufforderung erging, die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung anzuerkennen, widrigenfalls ihre Akten wirkungslos seyen, sowie auch bei Widersetzlichkeit von Seiten der Regierung Steuerverweigerung angedroht wurde.

Der Congreß sämmtlicher Bürgerwehren der Pfalz, welcher am Nachmittage des 3. Mai in der Fruchthalle stattfand, ging weit ruhiger vorüber, als die an den beiden vorhergehenden Tagen stattgehabten Versammlungen. Die hier zum erstenmale recht auffallend sichtbar gewordene Verschiedenheit der Uniformen, namentlich der Kopfbedeckungen, brachte Vorschläge zur Tagesordnung, um Einheit in dieselbe zu bringen; allein man ließ diesen Gegenstand für heute wieder fallen, indem man es vor der Hand für das Wichtigste halten müsse, die einzelnen Bürgerwehren zu einem Ganzen, zu einer Volkswehr umzuschaffen. In dieser Weise wurden denn auch umfassende Beschlüsse gefaßt, die Ernennung eines Oberkommandanten aber dem Landesvertheidigungsausschusse überlassen Als nun sämmtliche Mitglieder desselben in den Saal traten, und Reichard erkärte, der Landesvertheidigungsausschuß habe sich selbst schon mit dieser Angelegenheit befaßt, und den Schweizergeneral [25] Dufour zum Oberkommandanten ernannt, da brach in der Versammlung ein nicht enden wollender Jubel aus. Viele der Anwesenden mußten mit den Schweizer Verhältnissen und mit Dufour wenig bekannt seyn, um glauben zu können, daß dieser die Stelle annehmen

werde.

In den nächsten Tagen folgten sich nun rasch nach einander Beschlüsse, Bekanntmachungen und Verordnungen des Landesvertheidigungauschusses, welche derselbe veröffentlichen und in vielen Tausenden von Exemplaren nah und fern verbreiten ließ. Unter denselben machte besonders eine an das Militär gerichtete Flugschrift durch ihre begeisternde Sprache großen Effekt, und verfehlte nicht ihren Zweck. In einem andern öffentlichen Ausschreiben machte er bekannt, daß er sich mit Rheinpreußen, Rheinhessen und Baden in Verbindung gesetzt, zum Zwecke gemeinsamen Handelns, daß Rheinhessen bereits Zuzug versprochen, daß 30 polnische Offiziere zur Verfügung ständen, und daß er sich in die Lage versetzt habe, die Pfalz in ganz kurzer Zeit mit 30,000 Bajonettgewehren versehen zu können. Um die hierzu nöthigen Geldmittel zu beschaffen, forderte er sämmtliche Gemeinderäthe auf, Listen zur Zeichnung von freiwilligen Beiträgen aufzulegen, und nach Vermögen auch Geldmittel aus den Gemeindekassen zu bewilligen. Um dieser Aufforderung mehr Kraft zu geben, wurden besondere Emissäre in alle Theile der [26] Pfalz gesendet. Sodann wurden zur Unterstützung des Landesvertheidigungsausschusses in sämmtlichen Kantonen Kantonalvertheidigungsausschüsse gebildet, und eine Volksvertretung angeordnet, mit welcher sich der Landesvertheidigungsausschuß zu umgeben habe. Zu derselben sollte jeder Kanton einen Vertreter wählen, und jeder volljährige Pfälzer wahlfähig seyn. Die Leitung der Wahlen ward den Kantonalausschüssen überlassen und ihnen anbefohlen, daß sie bis zum 14. Mai beendigt seyn müßten.

Im Lande stieg die Begeisterung für die Volkssache von Tag zu Tage. Die Turner schaarten sich zusammen, die jungen Leute verließen die Werkstätten und Bureau's, bewaffneten sich, wie sie konnten, bildeten einzelne Freicorps und harrten nun des Führers, der sie organisiren sollte. Die Erhebungen in Sachsen, Westphalen und Rheinpreußen, die Stimmung im Großherzogthum Hessen, die

Haltung des Volkes in Franken, welche sich täglich entschiedener gestaltete und die bereits in Baden herrschende Gährung vereinigten sich, den Enthusiasmus zu steigern, den Zaghaften mit Muth zu erfüllen und den Reaktionär schwankend zu machen oder in namenlose Angst zu versetzen.

Und dabei schien die Maisonne so warm und heiter, und erweckte Flur und Wald zu neuem Leben.

---

[27] Die schönen Wälder, welche Kaiserslautern umkränzen, hatten ihr grünes Kleid wieder angezogen. Wenn man die breite Fahrstraße, welche nach dem Bahnhofe führt, da verläßt, wo sie sich eine kleine Anhöhe hinauf rechts wendet, führt in gerader Richtung durch einen Viadukt ein Weg in ein Waldthälchen, anfangs sehr unscheinbar; denn die düstern Kiefern gewähren dem Auge keine Erholung. Nach und nach aber zeigen sich helle Schattirungen frischgrünen Laubes, ein lieblicherer Frühlingsduft quillt dem Wanderer entgegen, und die dunkeln Nadeln machen endlich dem herrlichsten Buchenwalde Platz.

Auf diesem Wege begleiten wir an einem schönen Nachmittage eine Gesellschaft von Herrn und Damen oder wie es die damalige Tagesordnung vorschrieb, von Bürgern und Bürgerinnen — welche, dem betäubenden Gewirre des politischen Treibens auf einige Stunden zu entfliehen, die Stille des Waldes aufsuchten, und gewahren unter ihnen auch unsere Bekannten Edmund und Robert, sowie die Schwestern Therese und Flora. Man ist jedes Jahr, wenn man nach einem langen Winter zum erstenmale wieder den frischgrünen Wald betritt, entzückt. So war es auch die heutige Gesellschaft.

»Uns Jagdfreunde,« sagte ein junger Mann mit schwarzem Schnurr- und Knebelbart und scharf ausgeprägten, [28] jedoch nicht unangenehmen Zügen, aus denen Offenheit und Wohlwollen sprach, »führt der T…, ich wollte sagen unser Schutzheiliger

St. Hubertus fast immer nur im Winter in diese Wälder, wenn der Wind unheimlich in den kahlen, rappeldürren Aesten klappert, und unsere Füße, statt auf diesem sammtartigen Rasenteppiche hinzutanzen, sich, in schweres Rindsleder eingeschlossen, durch fußhohen Schnee durcharbeiten müssen. Und doch hat auch dieser winterliche Wald sein Schönes, ernst Erhabenes…«

»Ich bitte dich, Benno,« fiel ihm ein lebhaftes zierliches Dämchen mit dem schalkhaften und zärtlichen Lächeln einer in den Flitterwochen ihrer Ehe sich befindenden jungen Frau in die Rede, »schweige nur vom Winter still, von dem bösen Winter, schon fängt es an, mich zu frieren!«

»Ei, ei, mein Schätzchen, du sollst dich nicht erkälten, Röschen, geschwind, nimm deinen Shawl!« und mit diesen Worten legte der aufmerksame Ehemann das Tuch, welches er bisher unter dem Arm getragen, über die Schultern seiner Frau. Nachdem der Scherz gehörig belacht worden, fuhr Benno, bei dem ausgelassene Laune und ein gewisser Ernst eigenthümlich rasch wechselten, fort:

»Bei uns ist der Winter so lang, der Frühling so kurz, und bald schon wird er dem Sommer mit seiner [29] versengenden Sonne und seinen schwarzen Gewitterwolken Platz machen müssen. Ich sehe sie schon aufsteigen. Weg, weg damit! Genießen wir die schönen Tage, leben wir uns ganz in die Gegenwart hinein, und vergessen wir in diesem schönen Augenblicke, in der herrlichen Natur, die uns umgibt, Alles, was war und was kommen kann, was draußen in der sturmbewegten Welt vorgeht, verbannen wir vor allem aus unserer Unterhaltung die Tagesfragen. Ich mache der Gesellschaft den Vorschlag, daß jeder, der heute noch ein Wort von Politik spricht, ein Pfand geben soll, und daß die eingehenden Pfänder nachher ausgelöst werden müssen.«

»Prächtig, prächtig,« riefen mehrere Damen.

»Gegen ein Pfänderspiel,« sagte Edmund, »habe ich nichts einzuwenden; allein ich stimme nicht dafür, daß wir unserer Unterhaltung einen Zwang auflegen. Jeder Zwang, jede Einschränkung hindert die Freude, und jedes Wort, das erst auf der

Zunge geprüft werden muß, ehe es der Seele entströmen kann, wird seelenlos. Lassen wir unserm Innern freien Lauf. Unsere Umgebung wird die Saiten schon so rein stimmen, daß kein an die Tagesfragen erinnernder Mißton unsere Harmonie stören wird.«

»Du hast im Grunde Recht,« rief Benno, »ich nehme meinen Vorschlag zurück. Es lebe die Freiheit! Holla! da hätte ich durch diesen Ausruf wohl schon das erste Pfand geben müssen!«

[30] Links vom Wege, den sie gingen, öffnete sich jetzt die Aussicht nach einer leichten Anhöhe hin, auf welcher man ein kleines, von Obstbäumen, Wiesen und Feld umgebenes Hofgut erblickt, den Hintergrund nach dieser Seite schließt der langgedehnte waldige Rücken des Humbergs, rechts reiht sich der Letzberg und an diesen wieder der Pfaffenberg an; der zwischen den beiden letzteren Bergen befindliche Thaleinschnitt ist das Ziel unseres heutigen Spaziergangs.

Hier hat die Forstbehörde mit verhältnißmäßig geringen Kosten den natürlichen Wald, dessen Terrain und manchfaltige Holzgattungen die Anlage begünstigten, zu einem anmuthigen und reizenden Parke umgeschaffen. Wege und Pfade, theilweise von belaubten Zweigen überwölbt, durchkreutzen in allen Richtungen die unteren nur hügeligen Theile und ziehen sich dann in leichten Windungen bis auf die Höhenpunkte der Berge. Auf verschiedenen Punkten sind Ruheplätze mit Rasensitzen und Tischen angebracht, hie und da finden sich auch größere Rondellen für zahlreichere Gesellschaften und zu Spielplätzen geeignet.

An einer solchen, in dessen unmittelbarer Nähe sich ein Feuerheerd, und in etwas weiterer Entfernung eine Quelle befindet, ließ sich die Gesellschaft nieder. Geschäftig begaben sich die Damen daran, mit Erfrischungen gefüllte Körbe auszupacken. Auf dem Heerde wird ein [31] lustiges Feuer angemacht, und von der Quelle Wasser zugetragen, um den Kaffe zu kochen. Die Herren warten denselben nicht ab, sondern öffnen die Weinflaschen. —

Während man es nun mehreren älteren Damen überläßt, darauf zu achten, daß der Kaffe ins Kochen komme, und die Milch nicht

überlaufe, wird von den Uebrigen, meistens jungem Volk, ein Spiel arrangirt, welches sowohl die Glieder in Bewegung setzte, als auch, um Benno's Wunsch zu erfüllen, Pfänder kostete. In kurzer Zeit gab es deren nun so viele, daß man zur Auslösung schreiten mußte.

Das erste Pfand gehörte Flora. Es ward ihr die Aufgabe, etwas zu singen. Sie nahm eine Guitarre, welche Robert schon rein gestimmt hatte, und begann:

Welch' ein Ahnen naher Wonne,
Welch ein seltsam Flüstern nur?
Ist's des neuen Lenzes Sonne,
Nur ein Frühling der Natur?
Nein! das Flüstern wird zum Rauschen!
Nein! das Volk halt seinen März.
Und die Rollen sollen tauschen,
»Freiheit!« ruft es allerwärts:

Freiheit durch Verfassungswahrheit!
Gleichheit durch Gesetzesklarheit!
Fort mit Diplomatentand!
Stehe auf, mein Vaterland!

[33] Sie trug mit ihrer schönen Stimme diesen Gesang so ausdrucksvoll vor, und die Melodie, obwohl einfach, übte durch lebendige Frische und begeisternden Schwung einen so eigenthümlichen Zauber aus, daß die Gesellschaft sich schon nach Beendigung dieser ersten Strophe nicht enthalten konnte, lebhaft zu applaudiren. Allen war das Lied ganz neu, nur Robert wollte sich unbestimmt der Worte, nicht der Melodie, erinnern. Flora ward gebeten, weiter zu singen, und fuhr fort:

Stehe auf! In alle Gauen
Zieht, o Welt dein Frühling ein.
Seine Sonne sollst du schauen,

Seine Wonne nenne dein.
Denn in jugendfrischem Triebe
Soll aus dieses Lenzes Grün,
Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe
Dir als Festgeschenk erblüh'n:

Freiheit durch Verfassungswahrheit!
Gleichheit durch Gesetzesklarheit!
Bruderliebe, schling' dein Band
Um das ganze Vaterland.

Um das Ganze. Wo nur klinget
Deutsche Zunge, deutsches Lied,
Schlingt der Eintracht Band, und ringet! —
Deutsche Männer! In das Glied!
Schützt die freigeword'nen Gauen,
Droht der alte Feind mit Krieg!
[33] *Eintracht nur, und Selbstvertrauen —*
Und dem Volke bleibt der Sieg:

Freiheit durch Verfassungswahrheit!
Gleichheit durch Gesetzesklarheit!
Durch der Eintracht starkes Band
Werde groß, mein Vaterland!

»Das ist doch seltsam!« rief Robert, nachdem der Beifall verrauscht war, und fuhr dann zu Flora gewendet fort: »Ich erlaube mir eine unbescheidene Frage, mein Fräulein: Wo haben Sie dies Lied her?«

»Meinen Sie die Worte oder die Melodie?«

»Zuerst die Worte!«

»Die habe ich gestohlen!«

»Und die Melodie?«

»Die habe ich mir dazu gedacht!«

»Wie? Sie komponiren selber?«

»Wenn dies Lied wirklich *komponirt* ist, ja! Allein ich mag diesen hochklingenden Namen nicht auf meine Spielerei anwenden. Ich habe mir die Musik zu den Worten nur so *gedacht*, sie nicht selber erfunden; ich meine, sie liege in den Worten selbst.«

»O nein!« rief Robert Iebhaft; »in den Worten liegt gar nichts. In Ihren Tönen aber wogt eine Glut wahrer Begeisterung, wovon der Stümper wohl eine Ahnung hatte, als es ihm voriges Jahr im ersten seligen Rausche des Märzsturmes einfiel, Verse oder Reime [34] zu machen, ohne jedoch eine Sprache finden zu können, sie auszudrücken. Ich begreife aber immer noch nicht, wie diese Reime in Ihre Hände gekommen sind?«

»Auf eine sehr einfache Weise,« erwiederte Flora.

»Edmund ließ einst sein Album bei uns liegen; ich las darin diese Verse und sang sie dann am Klavier.«

»Ganz richtig!« fiel Edmund zu Robert gewendet ein. »Du selbst schriebst sie mir voriges Jahr in mein Album.«

»Sie sind also von Ihnen, Herr Robert?« fragte Flora lebhaft, und ein tiefer Purpur überzog ihr Gesicht.

Robert antwortete nur mit einem kurzen Ja! Flora's Bewegung war ihm nicht entgangen: sie machte ihn ungemein glücklich.

Mit den Pfandauslösungen ward nun fortgefahren. Sie erregten durchgehends viel Heiterkeit, würden jedoch den Leser wahrscheinlich langweilen. Nur, wie Benno die Aufgabe, etwas zu erzählen, löste, wollen wir ihm nicht vorenthalten.

»Da mir gerade nichts anderes einfällt,« begann er, »so müßt Ihr mit einer Geschichte vorlieb nehmen, die mir selber vor etwa zwei Monaten begegnet ist. In Otterberg, wohin mich Geschäfte gerufen, hatten mich eine kleine Gesellschaft von Bekannten und der Wein des Herrn Heuser bis in die Nacht aufgehalten. Es war aber Mondschein; ich ließ daher die langweilige [35] Landstraße zur Seite liegen und trat den Heimweg über Moorlautern an. Was ich unterwegs dachte, weiß ich eigentlich nicht mehr genau; nur soviel

ist mir erinnerlich, daß, weil die Otterberger große Politiker sind, und wir die Grundrechte und die deutsche Reichsverfassung sammt dem deutschen Erbkaiser gehörig durchgepeitscht hatten, mir diese Dinge nebst dem Weine des Herrn Heuser im Kopfe herumspukten, bis ich auf einmal — es war in der Nähe der Schanzen auf dem Kaisersberg; ich war zu weit rechts gegangen gegen meine politische Ueberzeugung; denn ich gehöre der Linken an — bis ich auf einmal in meinen Betrachtungen durch einen Sturz unterbrochen wurde. Ich glaubte in einen Hohlweg gefallen zu seyn; allein als ich meine Beine und Arme wieder zusammengesucht hatte, und nichts fehlte, und ich den Kopf in die Höhe hob, da sah ich mich in einem dunkeln unterirdischen Gange. In der Ferne erblickte ich indessen etwas, das einem Lichte ähnlich sah. Ich tappte danach, um so mehr, als ich gewahr wurde, daß eine andere Gestalt vor mir herschritt, die unmöglich mein eigener Schatten sein konnte; denn derselbe hätte sich ja, so viel Logik besaß ich noch, hinter mir befinden müssen. Plötzlich wird es dunkel: die Gestalt hatte einen Schlüssel in das Schlüsselloch einer Thüre gesteckt, dreimal herumgedreht, die Thüre springt auf und ich blicke in eine große mäßig erleuchtete Felsenhalle, in [36] welche ich dem Menschen folge, wenn es ein Mensch war. Es war auch die höchste Zeit, denn hinter mir ward die Thüre gleich wieder geschlossen. Nun denkt Euch, welch ein Schauspiel sich jetzt meinen verwunderten Augen darbot! Zuerst sah ich nichts, als glänzende Pikelhauben, oder so was, und dies führte mich auf den Gedanken, ich sey in ein preußisches Heerlager gerathen; aber die Waffenröcke, welche die Männer hier trugen, hatten einen ganz andern Schnitt, als die preußischen, waren auch nicht dunkelblau mit rothen Aufschlägen und gelben Knöpfen, auch nicht weiß, wie die der preußischen Kürassiere, obgleich Kürasse sichtbar waren, sie trugen alle Farben, waren reich mit Gold und Silber gestickt und mit Pelz verbrämt, und in der Mitte saß Einer in einem weiten Mantel, das Haupt auf einen steinernen Tisch gestützt — jetzt endlich ging mir ein Licht auf: ich befand mich

im unterird'schen Schlosse
……
beim Kaiser Barbarosse,
dem alten Friederich,

und seinen schlafenden Rittern. Sie schliefen nämlich alle, bis auf die Gestalt, welcher ich gefolgt war. Diese schlägt jetzt mit einem Stabe auf den steinernen Tisch, da bewegen sich die Andern, reiben sich mit den Händen den Schlaf aus den Augen, und richten in halbliegender [37] Stellung die Köpfe in die Höhe. Der Kaiser aber rief die Gestalt an: »Bist Du's, Bischoff Otto von Freisingen?« — »Ich bin's, mein Kaiser,« antwortete der Angeredete. »Ich komme aus der Kirche zu St. Paul in Frankfurt am Main. Die Würfel sind gefallen. Sie haben dort mit einer Majorität von wenig Stimmen beschlossen, daß ein Erbkaiser über Deutschland herrschen solle.« —

»Ein Erbkaiser!« rief Friedrich verächtlich aus. »Kann sich der menschliche Verstand so weit von der Vernunft ab verirren? Eine Würde, mit welcher die glänzendsten Eigenschaften des Mannes, wie Tapferkeit, Großmuth, Tugend, Weisheit und freie Weltanschauung, verbunden seyn müssen, mit einem Worte, eine Würde, zu der nur der *Tüchtigste* berufen ist, wie kann eine solche erblich seyn? Oft erbt sich wohl in edelen Geschlechten die geistige Größe einzelne Generationen hindurch fort; allein auch die kräftigsten Stämme sind den Naturgesetzen unterworfen, auch sie sterben ab, und Andere müssen an ihre Stelle. — Und wie ist's,« fuhr er nach einer Pause lebhaft gegen den Bischoff gewendet fort, »wie ist's, wenn ein großer Kaiser einen Wasserkopf gezeugt hat, und dieser Wasserkopf wird Kaiser, wie kann dieser seinen Völkern verantwortlich seyn für seine Handlungen? Haben das die Herren zu St. Paul auch bedacht?«

»Für diesen Fall,« erwiederte der Bischoff, »haben [38] die Staatskünstler zu Frankfurt nach dem Beispiele der übrigen neumodischen konstitutionellen Monarchieen gesorgt. Ein

konstitutioneller Monarch, und also auch der neue deutsche Kaiser, ist *unverantwortlich*.«

»Unverantwortlich?« fragte verblüfft Barbarossa. »Ich verstehe das nicht.«

»Für ihn,« gab der Bischoff zur Antwort, »übernehmen die Minister die Verantwortlichkeit, und kein Erlaß des Kaisers hat Kraft und Gültigkeit, wenn er nicht von wenigstens einem der verantwortlichen Minister mitunterzeichnet ist.«

»Was sagst du da?« schrie der Kaiser im höchsten Zorn und mit einer Stimme, welche das Gewölbe erschütterte, »der Kaiser soll also nur die Spielpuppe seiner Minister, ein Strohmann, ein bloßes Götzenbild seinem Volke seyn? Hat Verkehrtheit oder Anmaßung dies System erfunden?«

»Mein Kaiser, Du würdest vielleicht anders urtheilen,« erwiederte in besänftigendem Tone Otto von Freisingen, »wenn Du mit den gegenwärtigen Verhältnissen von Europa näher vertraut seyn könntest. Glaube ja nicht, daß die unverantwortlichen Fürsten der Gegenwart so machtlos sind, bloße Spielpuppen in den Händen ihrer verantwortlichen Minister; nein, sie sind immer noch die Herren in dem großen Puppenspiele der Welt, die Minister leiten die Drähte, die Vertreter des Volkes [39] sind die Puppen, und das Volk ist das bezahlende Publikum und klatscht dazu.«

»Klatscht das Volk immer? Hat es Ursache zu klatschen, ist es zufrieden, glücklich, einig?«

»Nein, mein Kaiser, das Volk zischt auch zuweilen; denn es ist weder zufrieden, noch glücklich, noch einig. Das deutsche Volk ist am wenigsten einig; wie ich Euch schon sagte, nur mit einigen Stimmen Majorität hat es sich durch seine Vertreter in der Paulskirche für den Erbkaiser ausgesprochen.«

Unmuthig schüttelte der alte Kaiser den Kopf und sagte traurig:

»So ist denn meine Zeit noch nicht gekommen, so laßt uns wieder schlafen!«

»Aber sie wird kommen, sie muß kommen,« tröstete der würdige Bischoff. »Die Erderschütterungen, welche uns aufwecken,

folgen sich ja in neuerer Zeit so rasch auf einander, daß wir kaum mehr zum Schlafe kommen, daß unser Schlaf wenigstens ein sehr unruhiger ist.«

»Wie lange, mein geschichtskundiger Bischoff, sind wir jetzt wohl schon die schlafenden Bewohner dieses unterirdischen Schlosses?«

»Sechshundert und acht und fünfzig Jahre und neun Monate, mein Kaiser. Am 10. Juni 1190 nach der Geburt unseres Heilandes war's, als wir hier eintraten. Den ersten Erdstoß, der unsern tiefen Zauberschlaf [40] unterbrach, spürten wir im Jahre 1519 nach dem Tode Kaiser Maximilian's des Ersten. Da sandtest Du mich zum erstenmale aus, im Volke gewahrte ich eine freiere Regung, durch einen Mönch aus Wittenberg hervorgerufen. Aber meines Bleibens war nicht auf der Erde. Denn es jammerte mich um das deutsche Reich, welches keinen Mann aus seiner eigenen Mitte mehr fand, es zu beherrschen; der finstere vernichtende Blick des spanischen Karl traf mich, und unverrichteter Sache kehrte ich hierher zurück. — Den zweiten Erdstoß spürten wir im Jahr 1789, es dröhnte mächtig durch das Gewölbe, allein es öffnete sich keine Spalte, durch die es mir möglich geworden wäre, hinauszudringen. Unser Schlaf blieb aber sehr unruhig. Am 28., 29. und 30. November 1793[2] hörten wir einen anhaltenden Donner über unsern Häuptern, den Hufschlag stampfender Rosse und Waffengeklirre, und durch die Ritzen des Felsengewölbes regnete es Blut. Desgleichen geschah am 23. Mai 1794 und am 20. September desselben Jahres. Ueber unsern Häuptern blieb es noch Jahrelang unruhig und wir hörten in fremdartiger Sprache den [41] Ruf: Es lebe der Kaiser! — Ein neuer heftigerer Stoß geschah im Jahre 1813, und in der Neujahrsnacht 1814 öffnete sich unsere Felsenspalte. Als ich nach einigem Zögern hinaustrat, wehte mich eine so frische wohlthuende Luft an, daß ich glaubte, der Tag der Freiheit und Einheit für Deutschland sey gekommen. Abermalige Täuschung! Traurig verließ ich den Wiener Congreß, die Spalte schloß sich wieder; es ward still und blieb still, ein leichtes Geräusch im Jahr

1819 ausgenommen, bis 1830. Da fing es wieder an zu krachen und zu rumoren und das dauerte beinahe zwei Jahre lang. Gegen Ende dieser Periode hatte sich die Spalte so weit geöffnet, daß ich hinauskonnte. Das war damals ein Jubel unter den Menschen, und den Gesängen von deutscher Freiheit nach zu urtheilen, die mir aus allen Gauen entgegenschallten, schien diesmal Hoffnung zu seyn. Auf dem Hambacher Feste verlor ich diese Hoffnung und kehrte hierher zurück. Nun aber ward's still, so todtstill, so schauerlich still, wie's noch nie gewesen, und nie war unser Schlaf so ruhig, als in den folgenden fünfzehn Jahren. Auf einmal aber erschütterte ein so fürchterlicher Schlag das Gewölbe, desgleichen man noch nie gehört, der ganze Berg drohte zu zerspringen, und die Spalte öffnete sich so weit, daß der Tagesschein bis in diese Halle drang. Auf, mein Kaiser, rief ich Euch entgegen, als ich damals, es ist jetzt ein Jahr, von [42] meinem ersten Ausfluge zurückkehrte, auf, mein Kaiser, Eure Zeit ist gekommen, das deutsche Volk hat die Ketten gesprengt, alle deutschen Stämme reichen sich die Hand, der Tag der Freiheit, der Einheit ist da! Auf mein Kaiser, zeigt Euch Eurem Volke! — Ihr aber, mein Kaiser, als Ihr meinen ausführlichen Bericht vernommen, schütteltet bedenklich das Haupt und sprachet: Noch ist's zu frühe! — Und Ihr hattet Recht.«

Also der Bischoff. Der Kaiser aber war während dieser langen Erzählung wieder schläfrig geworden. Laßt uns schlafen, murmelte er, ließ das Haupt auf den Tisch fallen und schlief ein. Auch die Andern schliefen ein, ich selber fing an zu gähnen und schlief auch ein.

Aus diesem Schlafe weckte mich Hundegebell und mehrere Püffe, die mir in die Seite versetzt wurden. Ich dachte, es sind des Kaisers Knappen, die mich entdeckt hätten und todtprügeln wollten; allein als ich anfing, klar aus den Augen zu sehen, war es nichts, als ein Metzgerbursche, dessen Hund mich ausgewittert hatte — denn merkwürdiger Weise befand ich mich nicht mehr in der Halle des unterirdischen Kaiserschlosses, sondern lag im Schanzengraben. Acht Tage lang nachher konnte ich mich noch

nicht regen, so verschlagen war ich an allen Gliedern. Die Herren Doktoren sagen, das sey vom Nachtfrost gekommen; ich glaube aber steif und fest, des Kaisers Knappen waren es, die mich in der [43] Felsenhalle so derb durchgebläut und dann in den Schanzengraben geworfen haben. Jetzt ist meine Geschichte aus.« —

»Deine Geschichte«, sagte Edmund zu Benno, »enthält viel Lehrreiches für uns. Doch ein andermal davon, sonst gerathen wir zu tief in die Politik hinein. Wäre aber dein Vorschlag durchgegangen, sie ganz aus unserer Unterhaltung zu verbannen, so hättest du heute schon das zweite Pfand geben müssen.«

»Ein großer Schaden für die Gesellschaft,« ergänzte Robert, »daß dem nicht so ist; wir hätten dann wohl noch eine zweite ebenso unterhaltende Erzählung gehört.«

Nach der Auslösung sämmtlicher Pfänder ward ein allgemeiner Angriff auf die Speisen gemacht, und, wenigstens von Seiten der Männer, der Weinflasche tüchtig zugesprochen. Die ganze Gesellschaft war in der vergnügtesten heitersten Stimmung, leicht und ungezwungen, wie man sich bewegte, floß die Unterhaltung, Trinksprüche wurden ausgebracht, und muntere Gesänge schallten in den Wald hinein.

»Aber, ihr lieben Leute,« fuhr plötzlich Benno auf, »das Beste hätten wir beinahe vergessen: wir haben uns ja die Anlage noch gar nicht angesehen, droben auf den Höhen sind die schönsten Punkte, und es fehlt nicht an malerischen Aussichten.«

»Auf, auf,« rief es einstimmig und Alles [44] stob auseinander rechts und links in die Laubgänge hinein.

Wir verfolgen diejenige Gruppe, welche sich, nach der Seite des Humbergs zu, den Letzberg hinaufwendet. Schon auf dem anmuthigen Pfade gewahrt man hie und da durch Waldlichtungen hindurch gleich Guckkastenbildchen einzelne Fernsichten, oben aber auf der großen Rondelle, wo kein Wald mehr hindert, bietet sich eine Aussicht in einer Ausdehnung dar, wie sie sonst im gebirgigen Westrich nicht leicht vorkömmt. Zur Rechten ragt hoch

über seine Umgebungen der Donnersberg empor, in gerader Richtung hinter dem waldigen dunkeln Vordergrunde liegt Kaiserslautern, darüber weg das hochgelegene Moorlautern und in weiterer Ferne die hügeligen Fruchtfelder der »alten Welt,« hieran reihen sich die Lauter- und Glangebirge mit dem Potzberg und ganz zur Linken die weiten Ebenen des Reichswaldes. Eine besondere Erscheinung ist es, daß bei dem großen Umfange, der sich dem Auge bietet, nur ganz wenig bewohnte Orte zu erblicken sind, zumal, da die vielen sichtbaren Getreidefluren doch auf eine stärkere Bevölkerung schließen lassen. Die Ursache liegt wohl vorzugsweise in der wellenförmig gezogenen Lage der Berge, welche keinen Blick in die parallel laufenden Thäler und nach den in denselben gelegenen Ortschaften gestattet.

»Für unser Westrich,« sagte Flora zu Robert, »ist [45] dies ein herrlicher Punkt, obgleich er sich gegen die paradisischen Aussichten von den Höhen der vordern Pfalz, welche Sie täglich zu sehen gewohnt sind, bescheiden zurückziehen muß.«

»Ich muß Ihnen gestehen, meine Freundin,« erwiederte Robert, »daß dieser Punkt hier einen ganz eigenthümlichen Reiz hat, welcher allen unsern berühmten Aussichten draußen am vordern Gebirg abgeht. In der großen Rheinebene, welche dort immer den größten Theil des Bildes einnimmt, liegt für mich wenigstens eine gar zu nüchterne Prosa, und mir erscheint sie mit ihren vielen Städten, Dörfern und Kirchthürmen nicht anders, als eine illustrirte Landkarte. Wie ganz anders hier! Das Gefühl der Waldeinsamkeit, welches uns hier beschleicht, mit dem düstern Vordergrund dieser Tannenwälder, wird nicht gestört durch den Blick in die offene Ferne, die ganze weite Landschaft mit ihrem sanft elegischen Charakter steht in einer so harmonischen Verbindung mit der Abgeschlossenheit dieser Stelle. Flora, Sie sagten, dieser Punkt müsse sich bescheiden zurückziehen. — Sie haben Recht, bescheidene Zurückgezogenheit ist die eigentliche Physiognomie dieses Bildes, und eben *sie* verleiht ihm diesen eigenthümlichen Reiz.«

»Aber,« sagte Flora wieder, »wie stolz sind draußen die Berge mit ihren kühnen mannigfachen Formen, wie [46] lieblich duftet an ihrem Fuße die blühende Rebe, welch eine Fülle des Reichthums hat die Natur in die weite Ebene ausgegossen! Alles ist Abwechslung, Alles ist Leben!«

»Alles ist Leben,« wiederholte gedankenvoll Robert, und fuhr dann lebhafter fort:

»Indem wir von Gegenden sprechen, schildern wir das Leben. Ja, draußen ist's so, wie wenn der Mensch stolz auf seine eigene Größe mit kühnen Entwürfen sich ins öffentliche Leben stürzt, mit Hindernissen kämpft, Segen und Wohlstand schafft, aber in der weiten Ebene dieser Prosa umsonst sucht, wonach das liebende Herz sich sehnt, und das, theure Flora, findet er *hier*. Hier ist's so heimathlich, so friedlich, hier ruht er aus von den Mühen des Tages im traulichen Kreise; draußen ist die Welt, hier der häusliche Heerd, draußen sind die Leidenschaften, hier ist die Liebe.«

Die Andern waren schon vorausgegangen, *sie* standen noch allein da, schweigend in die untergehende Sonne blickend. In Flora's Auge glänzte eine Thräne.

»O, Flora, wenn Sie mich verstehen könnten!«

»Robert!«

Ihre Blicke begegneten sich…

Die Nacht war herangebrochen, als die Gesellschaft die Stadt wieder erreichte.

»Onkel Werner,« rief Edmund, als er mit Robert und den beiden Schwestern bei diesem eintrat, »ich [47] bringe Ihnen eine große Neuigkeit mit, rathen Sie einmal — doch ich sehe es Ihrem Lächeln an, Sie haben es schon errathen — freilich wenn man die beiden ansieht, nimmt's nicht Wunder — nun ja, ich stelle Ihnen hier ein Brautpaar vor, und flehe Sie um Ihre Einwilligung.« Der Alte war, trotzdem daß er es errathen, überrascht und sichtlich gerührt. Freudig umarmte er die junge Nichte, und den Sohn seines Jugendfreundes. In dieser Umarmung sprach er seine Einwilligung aus.

Alfred stand an demselben Nachmittage, welcher die Verlobung Robert's und Flora's herbeigeführt hatte, nachdenklich zu Hause am Fenster, als sein Freund, der Pfarrer von Waldheim (Ignaz, wollen wir ihn nennen) bei ihm eintrat.

»Ich störe doch nicht, Herr Alfred?«

»Ei, sieh da, mein geehrtester Herr Pfarrer! Seyen Sie mir herzlich willkommen! Nehmen Sie Platz!«

Und Alfred klingelte. Die Freunde setzten sich.

»Das sind einmal bitterböse Zeiten,« begann der Pfarrer die Unterhaltung. Was sagen Sie zu den Geschichten, mein werther Freund?«

»Es ist zum Rasendwerden,« erwiederte Alfred. [48] »Was soll daraus werden? Ich fürchte, es wird ein schlimmes Ende nehmen.«

»Schlimm oder gut, wie wir es nehmen, mein Lieber. — *Ja, ja, es hat den Anschein, als wolle uns der Herr wieder eine gesegnete Erndte bescheeren.*«

Während Pfarrer Ignaz die letzten Worte in verändertem Tone gesprochen, war ein Bursche eingetreten.

»Hier ist der Kellerschlüssel, Johann,« rief diesem Alfred zu, »eine Flasche von dem Ruppertsberger, den wir neulich abgefüllt haben. Und Hanne soll nachsehen, ob sich etwas in der Küche vorfindet.«

»Aber doch meinetwegen nur keine Umstände,« bat der Pfarrer, und fuhr, nachdem der Diener abgetreten, fort: »Ja, wie sagte ich? Schlimm oder gut! Es mag noch recht böse werden, und mancher wird noch an den Bettelstab kommen und die Gotteslästerung wird noch immer überhand nehmen; aber sie überstürzt sich, und für unsere Kirche kann es nur ein gutes Ende nehmen, wenn wir nur selber auf unserer Hut sind, und unsere Pläne mit Umsicht verfolgen. Aber da tollpatschen manche meiner Kollegen so offen heraus, donnern von der Kanzel herab gegen die Aufrührer und Gotteslästerer, und meinen dann Wunder, was sie dadurch unsere

Sache förderten. So, denken Sie sich, machte [49] mir gestern ein College den Vorschlag, eine Generalversammlung aller Piusvereine in der Pfalz zu veranstalten. Verrückte Idee! Alles soll gleich an die große Glocke gehängt werden! Auf solche Weise läuft man nur dem Feinde in den Rachen.«

»Sie halten es also für rathsam, Herr Pfarrer, ruhig zuzusehen, und der Sache ihren Lauf zu lassen?«

»Ruhig zusehen? Die Hände in den Schooß legen? Bewahre! Im Gegentheil, es muß gearbeitet werden, eifriger als je. Wir dürfen uns keine Mühe, keinen Gang verdrießen lassen. Eben, weil die Oeffentlichkeit der Kanzel und selbst die beschränktere des Piusvereins vermieden werden muß, so ist es die Pflicht jedes Dieners der Kirche, an jeder Seele einzeln zu arbeiten, darum laufe ich von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, man hat als Geistlicher ja vielen Anlaß zu Besuchen. —

»Ich verstehe Sie!«

»Eben darum rechne ich auch auf Ihre Unterstüzung.«

»Wo ein gutes Werk gestiftet werden kann, halte ich es als Christ für meine Pflicht.«

»Besonders müssen wir uns davor hüten, Alles über einen Kamm zu scheeren. Jeder Einzelne muß nach seiner Individualität bearbeitet werden. So gibt es selbst unter unsern Bauern viele sonst ganz rechtgläubige [50] Christen, welche doch gar gerne in den Ruf: Es lebe die Freiheit! einstimmen. Bei diesen darf man bei Leibe nicht in einer Zeit, wie die jetzige, gegen die Freiheitsidee, gegen die *Sache* selber auftreten; wohl aber kann man ihnen auf eine schickliche indirekte Weise einen Argwohn gegen die *Personen* beibringen, die gegenwärtig an der Spitze der Bewegung stehen.«

»Vortrefflich!«

»Es stimmt dies Verfahren auch ganz mit unsern Christenpflichten überein. Denn diese rothen Wühler sind alle Kinder des Teufels, und es ist keine Verläumdung, sondern nur Wahrheit, wenn man sie verdächtigt. — Außerdem gibt es aber noch ein Universalmittel, welches bei unsern Bauern überall

anzuwenden ist, weil sie praktische Leute und keine Schwindelköpfe, wie die Städter, sind.«

»Und dies ist?«

»Die Furcht, bezahlen zu müssen. Das scheut der Bauer, wie die Pest. Und diese Furcht ist leider nicht ungegründet. Schon hat der Landesvertheidigungsausschuß zu freiwilligen Beiträgen aufgefordert. In den Städten, wo sie für die verrücktesten Ideen immer Geld haben, nur für das Wohl unserer armen Kirche nicht, wird man nun wohl auf diese Weise einige Gulden zusammenbringen; aber das wird bei den himmelstürmenden Plänen und Entwürfen, welche der Landesverthei[51]digungsausschuß in die Welt hinausposaunt, nicht weit reichen, und es kann sich nicht fehlen, daß man, vielleicht schon in den nächsten Tagen, *unfreiwillige Beiträge* dekretiren wird. Und wen werden diese Zwangsmaßregeln am härtesten treffen? Den Bauer, und namentlich den für *reich* verschrieenen Bauer!«

Alfred entfärbte sich.

»Sie glauben wirklich?«

»Ich bin fest davon überzeugt.«

»Aber der Schutz der Gesetze —«

»Es gibt keinen Schutz der Gesetze mehr. Die Regierung ist ohnmächtig. Die Willkür ist Gesetz.«

»Sie machen mich schaudern, Herr Pfarrer.«

Diese Worte drangen noch zu den Ohren des Dieners, der den Wein brachte, und der alten Haushälterin Hanne, welche ebenfalls eingetreten war, um den Tisch zu serviren.

»Warum schaudern?« fuhr Ignaz fort; »die Geschichte, die ich Ihnen erzählte, hat sich schon vor zwanzig Jahren ereignet. Ei, sieh' da, unsere gute Hanne!« — und nun ließ er sich mit der Alten, während diese deckte, und Radieschen mit frischgestoßener Butter, kalten Braten u. s. w. aufstellte, in ein gemüthliches Gespräch über Haushaltungsgegenstände ein.

Nachdem Johann und Hanne das Zimmer wieder verlassen hatten, und der erste Angriff auf Küche und Keller vorüber war,

begann der Pfarrer wieder:

[52] »Sie besitzen wohl gegenwärtig viele Baarvorräthe, Herr Alfred?«

»Herr Pfarrer!«

»Nun, keine Geheimnisse vor mir! Ich weiß es ja! Wenn es nur anderwärts ein Geheimniß wäre!«

»Ich fürchte selbst, es ist ziemlich bekannt, daß ich seit vorigem Jahre verschiedene Summen eingenommen, dagegen nichts ausgeliehen und noch weniger Staatspapiere gekauft habe.«

»Dieser Baarschaften müssen Sie sich entledigen, oder durch irgend ein Scheinmanöver die Leute glauben machen, als sey dies geschehen, und zwar durch ein Scheinmanöver, welches so viel Aufsehen erregt, daß die Sache bekannt wird.«

»Aber wie?«

»Nun, wir wollen einmal sehen. Denken wir ein mal nach! Warten Sie! Sie haben einen Vetter in Frankreich?

»Ja wohl! In Paris. Er ist Agent eines amerikanischen Hauses.«

»Dieser Vetter hat voriges Jahr ein großes Gut zu einem Spottpreise gekauft?«

»Davon ist mir nichts bekannt. «

»Nehmen wir aber einmal an, es wäre so. Verstehen Sie mich! Es war eine gute Spekulation. Das Gut gehörte einem reichen Orleanisten, welcher nach der [53] Februarrevolution auswandern mußte. Die Hälfte des Steigpreises mußte sogleich bezahlt werden und Ihr Vetter besaß auch die Mittel dazu. Für die zweite Hälfte aber, welche schon vor einem Monate fällig war, kann er das Geld nicht aufbringen. An Aufschub ist nicht zu denken; denn dem früheren Besitzer haben die jetzigen politischen Verhältnisse wieder gestattet, nach Frankreich zurückzukehren, er ist wieder lüstern nach dem Gute, das er so spottbillig hergegeben, und droht mit einer Zwangsversteigerung. Aber auch für Ihren Vetter hat die neue Besitzung einen unschätzbaren Werth, es muß ihm geholfen werden, und Sie sind der Einzige, der ihm helfen kann.«

»Aber das ist ja ein vollständiger Roman! Doch ich verstehe!«

»Um die Sache wahrscheinlicher und bekannter zu machen, so beträgt das Darlehen, das Sie Ihrem Vetter machen sollen, etwas mehr, als Sie gegenwärtig an baarem Gelde besitzen. Sie müssen also den Rest selbst aufzunehmen suchen, rückzahlbar bis zur Erndte etwa. Sie dürfen aber nicht gleich zu dem ersten Besten gehen, von dem Sie glauben, daß Sie das Geld bekommen, sondern im Gegentheil zu solchen Leuten, von denen Sie überzeugt sind, nichts zu erhalten, alles dieses der größeren Verbreitung wegen; und wenn es dann überall bekannt ist, daß Sie haben Schulden machen [54] müssen, so wird kein Mensch mehr Geld bei Ihnen suchen.«

»Ganz vortrefflich ersonnen, mein lieber Herr Pfarrer. Nur eins ist noch zu bedenken. Man wird mich vielleicht fragen, auf welche Weise ich das Geld nach Paris zu versenden gedenke. Französisches Geld ist hier auch nicht aufzutreiben, und in der Regel bedient man sich bei derartigen Uebermachungen Pariser Wechsel.«

»Auf diese Weise läßt es sich noch besser machen. Sie bringen Ihr überflüssiges Geld zum Bankier Müller. Dieser wird Ihnen selbst für das, was, wie Sie vorgeben, Ihnen fehlt, Credit geben, natürlich, nachdem Sie Andere vergeblich darum angesprochen haben, und nehmen für das Ganze langsichtige Pariser Wechsel, zahlbar in drei Monaten. Die Wechsel dieses Handelshauses sind gut; jedenfalls in Ihren Händen sicherer, als baar Geld, und Sie können dieselben, sobald die erste Gefahr und die Aufmerksamkeit dieser revolutionären Späher vorüber ist, immer wieder ohne Verlust verwerthen. — Sind Sie nun damit einverstanden, so muß es auch rasch betrieben werden, da man nicht dafür stehen kann, was in den nächsten Tagen geschieht.«

»Gleich morgen fange ich an zu betteln, und übermorgen — ein Tag wird hinreichen, um die Sache etwas ins Publikum zu bringen — mache ich es mit [55] dem Bankier Müller ab. Der Buchhalter des Bankier Müller, es könnte sich nicht besser treffen, ist ein geschwätziger Mensch, der jeden Abend im Wirthshause die Comptoirerlebnisse des Tages ausplaudert. Lassen Sie uns

anstoßen, Herr Pfarrer, Sie sind ein köstlicher Mann.«

»Aller gute Rath,« sprach salbungsvoll der Pfarrer, »kommt von oben. Der Herr schützt die Seinen. Ein vortrefflicher Wein, dieser Ruppertsberger,« fuhr er sein Glas leerend fort; »aber mein Bester, Sie waren ja dieser Tage bei Werners? Wie sieht es denn mit unserer kleinen Liebe aus? Ist sie immer noch so spröde, die kleine herzige Ketzerin? Werden wir sie nicht endlich bekehren?«

»Als ich das Letztemal dort war, fand ich sie nicht einmal blos spröde, sondern sie wurde selbst unartig gegen mich.«

»Das ist kein schlimmes Zeichen!«

»Doch, doch! Es ist um den Verstand zu verlieren. Und dazu, fürchte ich, habe ich einen gefährlichen Nebenbuhler bekommen.«

»Ei, ei, was höre ich? Das wird ja interessant! Das muß Sie ja nur anspornen, mein Bester. Das Mädchen muß sich jetzt wenigstens auf die eine oder die andere Seite schlagen, und es kommt nur auf Sie selbst an, den Sieg zu erringen. Aber wer ist denn der Abentheurer?«

[56] »Es ist wirklich ein Abentheurer, so ein rother Wühler, ein junger Mediciner vom Gebirge draußen, Robert heißt er. Die einfältige Base, der Edmund, hat ihn hingebracht. Ich trage ein Gefühl der Rache in mir, den Tod könnte ich beiden anthun.«

»Ei, ei, was für Reden, mein Freund! ist das die Gottesfurcht, welche ich Sie gelehrt habe? Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, sagt der Herr.«

»So muß ich ihm also den Besitz des Mädchens gönnen?«

»Behüte, behüte,« rief Ignaz »um des Himmelswillen, nein! Eine solche Verbindung könnte ja für den jungen Mann, wie für Flora selbst das größte Unglück seyn. Sie haben ihn einen rothen Wühler genannt, dann ist er sicher auch ein Ketzer. Bedenken Sie nun, in diesem Falle würde keine Hoffnung mehr seyn, die Seele der armen Flora zu retten. Ist sie aber einmal *Ihre* Frau, so bürge ich für ihre Bekehrung. O, Sie wissen nicht, mein Freund, wie wohlthuend es für den Diener Gottes ist, dem Himmel Seelen zuzuführen.« — Und er trank sein Glas aus.

»Wissen Sie, Herr Pfarrer, daß ich gerade die überspannt-republikanischen Ideen dieses Robert fürchte, weil, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, Flora selber derartigen unsinnigen Schwärmereien nachhängt.«

»Daran dachte ich wirklich nicht; das sieht freilich [57] bedenklicher aus. Aber den Muth nicht verloren. Ich gehe morgen selbst in die Stadt, ich will diesem Nebenbuhler nachspüren, und habe ich einmal seine schwachen Seiten aufgegriffen, so werden sich, wenn mich der Herr erleuchtet, schon Mittel finden, ihn unschädlich zu machen.«

»Sie sind zu gut, mein bester Herr Pfarrer. Wir fahren also morgen zusammen nach Lautern. Bestimmen Sie nur die Stunde, wann ich Sie mit meinem Wagen am Pfarrhause abholen soll!«

»Je früher, je besser! Ich habe morgen keine Messe zu lesen. Von sechs Uhr an, bin ich zu jeder Stunde bereit.«

»Also gut! Morgen früh um sechs!«

—

Als am andern Morgen Alfred um die besagte Stunde mit seinem Tilbury an der Pfarrwohnung anfuhr, stand der Pfarrer schon reisefertig unter der Thüre. Er stieg ein, und das leichte Fuhrwerk rollte dahin.

»Ich bin ängstlich, Herr Pfarrer,« sagte Alfred, ich habe mir diese Nacht die Sache nochmals überlegt, und es für gut befunden, das Geld gleich heute mitzunehmen und zum Bankier zu bringen.«

»Auch gut! So beendigen wir die Sache in einem einzigen Tage.«

[58] Die Stadt war beinahe erreicht, als ein Schuß fiel — junge Leute übten sich im Scheibenschießen — das Pferd machte einen Seitensprung, und das Wägelchen lag im Graben. Alfred war herausgeschleudert worden.

»Haben Sie sich beschädigt?« rief der Pfarrer.

»Nein,« antwortete Alfred, »der Kopf schmerzt mich zwar ein

wenig, hat aber nichts zu bedeuten.«

Pferd und Fuhrwerk waren unbeschädigt und wurden mit Hülfe zweier beigesprungener Leute wieder aufgerichtet. Einer der Geldsäcke hatte durch den Fall ein Loch bekommen, und die blanken Guldenstücke mußten aus dem Graben zusammengesucht werden.

»Nun schnell fort,« sagte Alfred, nachdem auch dieses Geschäft beendigt war, und er den beiden Leuten ein Trinkgeld gegeben, »das Geld brennt mich, direkt zum Bankier!«

Der Kassier des Bankiers nahm das Geld in Empfang. Alfred ließ sich nur eine einfache Kassenquittung darüber geben, indem er bemerkte, er würde im Laufe des Tages noch eine weitere Summe abliefern, und dann über das Ganze Pariser Wechsel nehmen. Hierauf ward das Fuhrwerk in den Gasthof gebracht, wo sich die beiden Freunde trennten.

Alfred begab sich zuerst zu dem uns von der gestrigen Waldparthie her bekannten Freund Benno und [59] brachte sein Anliegen vor. Dieser war aber, was Alfred schon vorher bekannt war, gegenwärtig nicht bei Kasse. Alfred that eilig und wollte weiter.

»Aber was rennen Sie denn so«, sprach Benno, ihn zurückhaltend, »wo waren Sie denn gestern? Sie hätten bei uns seyn sollen. Es wurde nicht politisirt. Wir haben eine köstliche Partie in den Tannengarten gemacht, die Gesellschaft war ausgewählt, und denken Sie sich, der Tag endete mit einer Verlobung. Rathen Sie einmal! Nein, Sie können's nicht rathen. Denken Sie sich! Es ist der Dr. Robert, ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen, und unsere gemeinschaftliche Freundin Flora.«

»Robert und Flora,« stammelte Alfred, und ward leichenblaß.

»Ja, ja, Robert und Flora!«

Alfred stürzte fort. Er glaubte den Pfarrer noch im Gasthofe zu treffen. Derselbe war weg.

»Kellner, eine Flasche Wein!«

Das Lokalblatt lag auf dem Tische. Er starrte hinein. Unter den

Anzeigen stand: »Dr. med. Robert, Flora Werner. Verlobte. Kaiserslautern, im Mai 1849.«

Er konnte sich kaum auf den Füßen halten. Der Wein stand da. Er stürzte ein Glas voll hinunter, fieberhaft bewegt durchmaß er mit langen Schritten das Zimmer, es brennt ihn, er trinkt ein zweites, ein drittes Glas, und sofort, bis die Flasche leer ist. Dann fällt [60] ihm der Zweck seiner Hierherkunft wieder ein, und er stürmt davon.

Gleich darauf erscheint Pfarrer Ignaz. Auf seine Frage nach Alfred antwortete der Kellner, er sey eben weggegangen, nachdem er eine Flasche Wein getrunken.

»Eine Flasche Wein? Eine ganze Flasche?«

»Ja!«

»Trinkt er öfter des Morgens so viel Wein?«

»Ich kann mich nicht erinnern, daß er je Vormittags einen Tropfen Wein getrunken hätte. Herr Alfred schien sehr aufgeregt. Nie sah ich ihn so. Er stürzte ein Glas nach dem andern hinunter und eilte im Sturmschritt wieder fort.«

Ignaz zweifelte nicht mehr daran, daß Alfred durch die Kunde von der Verlobung Flora's in eine solche Aufregung versetzt worden sey.

»Was ist nun zu thun,« murmelte er das Zimmer durchschreitend vor sich hin. »Die Verlobung rückgängig zu machen, das ist schwer, aber nicht unmöglich. Das trotzige Mädchen aber unter den jetzigen Verhältnissen für Alfred wieder zu gewinnen, das ist unmöglich. Das muß auch nicht seyn! Das *soll* nicht seyn. Alfred mag sich gebähren, wie er will, er mag rasend, er mag wahnsinnig werden — Wahnsinnig?«

Getroffen von einer teuflischen Idee blieb der Pfarrer plötzlich stehen.

[61] »Welchen Weg hat Herr Alfred genommen?« fragte er nach einer Weile den Kellner.

»Er ging die gerade Straße hinunter.«

Der Pfarrer nahm den Hut und ging.

Unterdessen rannte Alfred von Haus zu Haus.

Ueberall, wohin er kam, brachte er sein Gesuch so zerstreut und verwirrt vor, daß Niemand klug aus ihm werden konnte. Eine versteckte Absicht vermuthete man nicht, ebenso wenig einen Rausch am frühen Morgen, da Alfred nichts weniger als ein Trinker war. Instinktmäßig ging er aber nur zu Leuten, von denen er nichts erhielt. Endlich bietet ihm aber doch Jemand die verlangte Summe an, welche er eigentlich bei Müller hatte erheben wollen. In seiner Zerstreuung will er anfangs zurückweisen, was er doch eine Minute zuvor erbeten, sein Mann wirft ihm aber das Geld gleichsam nach, und mit demselben eilt er jetzt zum Bankier, dessen Buchhalter ihm nunmehr für den ganzen Betrag die verlangten Wechsel einhändigte.

Als er vom Bankier heraustrat, fühlte er sich ganz erschöpft, in Strömen lief ihm der Schweiß die Stirne herunter, seine Kehle brannte ihn und däuchte ihm zugeschnürt, aus einem Biergarten tönte Gesang, es waren bewaffnete junge Leute, welche vom Exerciren kamen — »ein Glas Bier wird mich kühlen,« dachte er, »diese verpestende Hitze, ich kann sie nicht ertragen.« Er trat [62] ein und leerte einen Schoppen in einem Zuge. Ein zweites, ein drittes Glas folgt. Und wie er so da sitzt, und seine Gedanken zu sammeln sucht, aber vergebens, indem diese sich immer mehr verwirren, und in phantastischen Gebilden Robert und Flora, das Geld, die Wechsel, die Schrecken der Anarchie, noch gesteigert durch den Anblick der bewaffneten jungen Männer, immer aber wieder die beiden Verlobten gaukelnd seine Sinne umtanzen, ahnt er nicht die Nähe eines Auges, welches von einem versteckten Platze des Gartens aus, ihn verfolgt. Es war das Auge des Pfarrers Ignaz.

Am Abende dieses Tages ward in allen öffentlichen Lokalen von dem sonderbaren Benehmen Alfreds gesprochen und dasselbe auf

verschiedene Weise gedeutet, jedoch nur vorübergehend. Die Wichtigkeit der Tagesfragen verdrängte jede andere Unterhaltung. Die pfälzische Bewegung hatte die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich gezogen. Sie beschäftigte die Nationalversammlung und die Centralgewalt. Man fand es für nöthig, einen Reichskommissär in die Pfalz zu senden. Die pfälzischen Reichstagsabgeordneten ersuchten den Reichsminister von Gagern, einen Mann von der linken Seite des Hauses zu nehmen, wozu sich Gagern nur zögernd entschließen konnte. Ein Mitglied der Rechten hätte damals in der Pfalz auch nicht den [63] mindesten Einfluß erlangen können. Die Nachricht von der Ernennung Eisenstuck's aus Sachsen, damals Vicepräsident der Nationalversammlung, ward dagegen freudig aufgenommen.

Eisenstuck begab sich zuerst an den Sitz der königlichen Regierung nach Speyer, überbrachte seine Vollmachten und erließ von da aus eine Proklamation an die Pfälzer, worin er sie zu treuem Festhalten an Gesetz und Ordnung ermahnte, und sie beschwor, auf ihn zu vertrauen. Auf seinem Wege nach Kaiserslautern wurde er durch eine Volksversammlung in Neustadt aufgehalten, in welcher die Bürger Loose und Weber dominirten, und der Reichscommissär manches hören mußte. In Kaiserslautern wurde dagegen sein Erscheinen mit Jubel begrüßt.

Nach gepflogener Absprache mit dem Landesvertheidigungsausschusse erließ er (datirt 7. Mai) eine Bekanntmachung, wonach der Landesvertheidigungsausschuß als ein »Landesausschuß für Vertheidigung und Durchführung der deutschen Reichsverfassung« bestätigt, und derselbe berechtigt wird:

a) alle ihm erforderlich scheinenden Maßregeln zur Vertheidigung der deutschen Reichsverfassung in der Pfalz einzuleiten, in so weit sie nicht in die Befugnisse der zu Recht bestehenden Landesbehörden eingreifen, demnach insbesondere die [64] Organisation der Volkswehr zu leiten und zu übernehmen.

b) Denjenigen Volkswehren und Truppenabtheilungen, sowie

denjenigen Landesbeamten in der Pfalz, welche auf Grund der §§ 14 und 193 der deutschen Reichsverfassung die Vereidigung auf die Verfassung verlangen sollten, den Eid abzunehmen.

c) Gegen gewaltsame Angriffe auf die Reichsverfassung in der Pfalz äußersten Falles selbständig einzuschreiten.

Durch diesen Erlaß des bevollmächtigten Reichskommissärs trat die pfälzische Bewegung in eine neue Phase, sie hatte einen gesetzlichen Boden erlangt, sie stand unter dem Schutze der Centralgewalt. Eine zahlreich besuchte Volksversammlung, welcher Eisenstuck in Kaiserslautern beiwohnte, überzeugte ihn, daß man mit seinem Auftreten vollkommen einverstanden sey. Hierauf begab er sich nach der Reichsfestung Landau, um sich mit dem Festungskommandanten zu benehmen.

Während dessen trat ein Zwischenfall ein, welcher jetzt schon ein blutiges Resultat hätte herbeiführen können. Ganz unerwartet kamen von Mainz aus vermittelst der Eisenbahn über Frankfurt und Mannheim am 7. Mai 700 Mann vom 28. preußischen Infanterie-Regiment in Ludwigshafen an, um die Besatzung von Landau zu verstärken. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese [65] Nachricht durch das Land. In Neustadt glaubte man vielfach, diese Truppen seyen bestimmt, um den Landesausschuß in Kaiserslautern anseinander zu jagen; aber auch selbst eine Besetzung von Landau dachte man nicht zugeben zu dürfen, weil nach den gesetzlichen Bundesbestimmungen nur Truppentheile des 7. und 8. Armeecorps die Besatzung der Festung bilden sollten. Man vermuthete, daß diese Truppen die Eisenbahn benutzen und in der Nacht (vom 7. auf den 8. Mai) in Neustadt eintreffen würden. In ganz kurzer Zeit ist der Bahnhof daselbst mit mehreren Tausenden Bewaffneter angefüllt, längere Zeit dauerte es, sie in Ordnung aufzustellen. Wären die Preußen ohne Arg nun wirklich mit der Bahn diese Nacht in Neustadt eingetroffen, so hätte es ihnen übel ergehen müssen. Ihre Rettung war der nachmalige Oberkommandant Fenner von Fenneberg, welcher damals vom Frankfurter Märzvereinscongreß zurückkehrend in der Pfalz

angekommen war, und ohne noch eine Funktion angenommen zu haben, bei Mutterstadt die Eisenbahnschienen aufreißen ließ. Die Nachricht hiervon traf durch Bahnwärtersignal (der Telegraph bestand damals noch nicht) in demselben Augenblicke in Ludwigshafen ein, als der Zug im Begriff war, abzugehen. Die Preußen stiegen nun aus, und marschirten nach Speyer, um dort zu übernachten. Dort hatte man aber Barrikaden errichtet, und der Eingang ward ihnen [66] verweigert. Uebrigens schickte man ihnen Nahrungsmittel auf den Bahnhof. Hier und in dem Schifferstadter Wäldchen bivouakirten sie während eines anhaltenden Regenwetters. Der Reichskommissär Eisenstuck und der Festungskommandant von Jeetze hatten sich unterdessen dahin verständigt, daß diese Truppen nicht in die Festung Landau einzulassen seyen, worauf dieselben auch am 9. Mai ungehindert wieder die Pfalz verließen.

—

Soweit waren die allgemeinen Angelegenheiten bis zu jenem Abende gediehen, an dem, wie wir oben angeführt, Alfreds Benehmen vorübergehend in den Wirthshäusern die Tagesordnung unterbrochen hatte. Besonders zahlreich war jeden Abend die Gesellschaft im Gasthaus zum Donnersberg; denn hier wohnten mehrere Mitglieder des Landesausschusses, die meisten speisten daselbst, und obwohl dieselben oft bis nach Mitternacht arbeiteten und für die Gäste unsichtbar blieben, so glaubte man doch hier immer etwas mehr, denn anderwärts, zu erfahren. Heute treffen wir auch unsere Freunde Edmund und Benno hier. Auch sie sprachen über Alfred.

»Während dem er bei mir war,« meinte Benno, »bekam er den Stüber, ich sprach gerade von unserer gestrigen Partie und von der Verlobung, zu Anfang war er ganz vernünftig, keinenfalls war er, wie manche behaupten wollen, betrunken.«

[67] Edmund ahnte, daß Flora’s Verlobung auf Alfred eingewirkt

haben müsse, äußerte jedoch nichts davon gegen Benno, und sagte nur:

»Lassen wir jetzt diesen guten Alfred, und hören wir die fulminante Rede an, welche der unermüdliche Agitator Ludwig so eben wieder herunterdonnert.«

»Mit einem siegreichen Schlage,« rief derjenige, auf welchen Edmund gedeutet, »hat die Pfalz ihre thatsächliche Erhebung begonnen, ohne daß es einen Blutstropfen gekostet. Die eingefallenen Preußen haben das Land wieder verlassen müssen. Es lag, ich war selbst dabei, in unserer Macht, sie niederzumetzeln, oder sie das Gewehr strecken zu lassen. Wir waren großmüthig und haben sie frei abziehen lassen. Ich komme eben von draußen. In Neustadt und Umgegend stehen 10,000 Mann bewaffnete Vaterlandsvertheidiger.«3Das rheinhessische Armeecorps, 3000 Mann bestens bewaffnet, steht an der Grenze zu unserer Verfügung. Bewaffnete Zuzüge sind uns von allen Seiten zugesagt. Alles steht aufs beste. Die Nachrichten von auswärts sind besonders günstig. In Sachsen und Rheinpreußen wird die [68] Volkssache siegen. Rußland hat auf eine energische Note von England seine Truppen aus Oesterreich zurückberufen. Kossuth steht vor Wien. Das heldenmüthige Volk von Wien wird in wenigen Tagen von seinen Unterdrückern befreit seyn, in ganz Deutschland wird der Kampf losbrechen und die gerechte Sache muß siegen. Auf denn, du Volk der Pfalz, beweise auch du Deutschland, dessen Blicke auf dich gerichtet sind, daß du die Kraft in dir fühlst, das auszuführen, was du begonnen. Es lebe Deutschland und seine ewigen Rechte!«

»Hoch!« riefen die Einen begeistert, die Andern mechanisch, und die Gläser klangen zusammen.

»Unser Freund Ludwig,« begann darauf ein anderer junger Mann in Turnkleidung, »sieht schon eine Heldenthat darin, daß er die Preußen hat abziehen sehen. Einen schönen Schwabenstreich habt ihr da gemacht! Alles schreit nach Waffen, und nun, da euch der Zufall 700 Stück, die noch dazu keinen Kreuzer gekostet hätten, in die Hände lieferte, macht ihr den Großmüthigen und

laßt sie in den Händen unserer Feinde.«

»Wenn es mir nachgegangen wäre, und unseren Mannschaften überhaupt, die vor Kampfwuth brannten,« entgegnete Ludwig, »so wäre kein Gewehr und keine Patrontasche mehr über die Mannheimer Brücke gekommen, aber der Reichskommissär gab es nicht zu.«

»Dann hätte dieser Reichskommissär auch in Frankfurt [69] bleiben können,« brummte der Turner. »Er wird noch die ganze Geschichte verderben, er hemmt nur den Landesausschuß, und kömmt's darauf an, so haben wir an ihm und an der ganzen Centralgewalt doch keinen Schutz«.

»Einen unmittelbaren Schutz,« fiel ein Anderer in Bürgerwehruniform ein, »wollen wir auch gar nicht von ihr; aber sie kann uns nun doch nicht als Rebellen behandeln und uns Reichstruppen auf den Hals hetzen. Wichtiger aber ist noch, daß, nachdem die Centralgewalt unsere Erhebung sanktionirt hat, uns die Sympathieen und wohl auch die faktische Hülfe der übrigen deutschen Staaten, welche die Reichsverfassung anerkannt haben, nicht fehlen werden.«

»Das ist,« sagte Edmund zu Benno, »das erste vernünftige Wort, was heute gesprochen wird.«

»Ich weiß nicht,« erwiederte Benno,« ob es so sehr vernünftig ist. Ich gebe nicht viel auf die Anerkennung des Reichskommissärs, und nach den bisherigen Erfahrungen sollte es mich nicht wundern, wenn die Centralgewalt, ehe einige Tage vergehen, dem Reichskommissär Eisenstuck einen zweiten Reichskommissär nachsenden wird, welcher Alles widerruft, was der erste bestätigt.«

Während dessen hatte Ludwig dem Bürgerwehrmann geantwortet:

»Diese Sympathieen werden uns auch ohne die [70] Centralgewalt, wenigstens von Seiten des revolutionären Theiles von Deutschland, und von diesem Theile sind sie mir lieber als von dem philiströsen Theile, welcher noch mit Andacht vor der sogenannten Centralgewalt kniet. Die Freundschaft dieser Philister

ist gefährlicher, als die offene Feindschaft unserer Widersacher. Nieder mit den Philistern!«

Und abermals erklangen die Gläser. Noch nicht zufrieden mit seinem Sieg über den philiströsen Bürgerwehrmann, wandte sich nun Ludwig an Edmund, dessen Abgeneigtheit, sich in's Gespräch zu mischen, er gemerkt hatte:

»Hab' ich nicht Recht, Bürger Edmund?«

Edmund erwiederte ohne Umstände: »Wenn die Pfalz hätte revolutionär auftreten wollen, so hätte die Volksversammlung eine provisorische Regierung einsetzen müssen.«

»Das hätte sie allerdings thun müssen,« warf der Turner dazwischen.

»Alle bisherigen allgemeinen Demonstrationen,« fuhr Edmund fort, »haben indessen gezeigt, daß die Pfalz nicht revolutioniren, sondern auf gesetzlichem Wege die Einheit, Freiheit und Größe Deutschlands herbeiführen will, daß sie die Beschlüsse der Nationalversammlung als endgültig betrachtet, daher fest an der Reichsverfassung hält, und in der Vertheidigung derselben sie auch [71] nicht selber verletzen darf. Die Einsetzung einer provisorischen Regierung, oder nur das Auflehnen gegen die zu recht bestehenden Gewalten, wäre aber die strikteste Verletzung der Reichsverfassung, und wir würden ja dadurch gerade das mit Füßen treten, was wir uns erobern wollen. Darum kann ich es auch nur als ein Glück preißen, daß der Reichskommissär den Landesvertheidigungsausschuß, welcher durch einige seiner ersten Verfügungen die Selbstständigkeit der Landesbehörden angegriffen, auf seinen wahren Standpunkt zurückgeführt und seine Stellung durch den bezeichnenderen Namen: »Landesausschuß für Vertheidigung und Durchführung der deutschen Reichsverfassung« dem Volke deutlicher gemacht hat.

»Es ist traurig,« brummte der Turner wieder, »daß die Reichsverfassung, an welcher wir Demokraten noch vor wenig Wochen keinen guten Fetzen ließen, jetzt von unserer eigenen Partei als Aushängeschild zur Erringung der Freiheit vorgetragen

werden muß.«

»Nein, nein,« fiel Ludwig ein, »die Reichsverfassung soll uns kein bloses Aushängeschild, der Demokrat darf kein Jesuit seyn. Die Reichsverfassung hat viele Mängel und Fehler, ihr größter Fehler, das erbliche preußische Kaiserthum, ist vor der Hand beseitigt; die vielen Vorzüge aber, welche sie hat, werden es dem Volke schon möglich machen, sobald sie errungen und ins Leben [72] eingeführt ist, die einzelnen faulen Stellen herauszureißen und auf ihr fortzubauen.«

»Ganz richtig,« bemerkte Edmund.

»Wir wollen diese Reichsverfassung,« fuhr Ludwig fort, »also ernstlich durchführen; allein erst, wenn sie durchgeführt ist, wird sie zur Wahrheit; jetzt aber stehen wir und ganz Deutschland noch auf dem Boden der Revolution, und auf diesem Boden dürfen wir nicht ängstlich bei jedem Schritt, den wir thun, im Gesetzbuch nachschlagen, ob wir nicht daneben treten, sondern kühn den Blick der drohenden Gefahr entgegen richten, und mit muthigem Arme in gerader Richtung unser Ziel erkämpfen.«

»Wenn man aber dem Feind entgegen gehen will,« meinte Benno, »so muß man nicht allein vorwärts, sondern auch seitwärts und rückwärts schauen; man muß Vorposten ausstellen, damit man nicht überfallen wird.«

Ludwigs unruhigem Geiste, der nie gern lang bei einem und demselben Thema verweilte, kam dieser Einwurf gelegen, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, und er antwortete:

»Dafür haben wir ja jetzt einen Oberkommandanten; dafür wollen wir den Bürger Fenner von Fenneberg sorgen lassen.«

»Ist denn aber wohl,« bemerkte der Bürgerwehrmann, [73] »ist wohl Fenner von Fenneberg der Mann, dem man die Oberleitung über unsere Volkswehr anvertrauen darf? Bei uns hier ist er gänzlich unbekannt; aber über sein Benehmen in den Wiener Oktobertagen laufen so allerlei Gerüchte um.«

»Erlauben Sie, Bürger,« fiel hier ein Mann mit stark ausgeprägtem österreichischen Dialekte ein, »wenn ich ein Wort in

die Unterhaltung werfe. Fenner von Fenneberg ist mein Freund durchaus nicht; ich könnte das Gegentheil behaupten, und ich will auf sein früheres Leben nicht zurückkommen. Ueber sein Verhalten während der Wiener Oktoberrevolution aber muß ich ihn rechtfertigen. Alle Gerüchte von Verrätherei seinerseits sind erlogen. Fenner hat seine Schuldigkeit gethan.«

»Er ist also ein tüchtiger Offizier?« fragte Ludwig.

»Darüber maße ich mir kein Urtheil an,« antwortete der Oesterreicher. »Vom Felddienst verstehe ich nicht viel. Ich kenne nur den Straßenkampf. Was diesen betrifft, so ist Fenner vollkommen damit vertraut.«

»Nun, so bauen wir Barrikaden,« meinte der Turner. »Ein großartiger Barrikadenkampf ist ein ganz ander Ding, als die langweiligen Feldschlachten.«

»Die Pfalz hat aber keine große Stadt, lieber Freund,« sagte der Oesterreicher, »und in kleinen Städten hat der Straßenkampf, selbst, wenn er sich durchführen ließe, keinen Zweck.«

[74] »Darum ins Feld, in die offene Feldschlacht,« rief Ludwig, »in unsere Berge, in unsere Wälder, in unsere Schluchten!«

»Ganz recht,« stimmte der Oesterreicher bei, »ganz recht, Sie haben hier ein ausgezeichnetes Gebirge für den Guerillakrieg!«

»Es scheint doch, Bürger, daß Sie etwas vom Felddienst verstehen?«

»Der Gebirgskampf hat etwas Aehnlichkeit mit dem Straßenkampf. Auch da gibt es Hinterhalte und Arbeit für die Scharfschützen, und dieselben Schwierigkeiten für die Kavallerie und das schwere Geschütz.«

»Ganz richtig,« fiel Ludwig wieder ein, »in unserm Gewälde sind wir unüberwindlich. Das hat ja auch schon unser *Westricher* vor Jahren gesagt, als er, den damals zugleich mit dem Becker'schen Rheinliedsrausch grassirenden Franzosenhaß parodirend, ausrief:

… Aus unserm Gewäll, do bleiwen er haus,

Orer mer schlahe euch de Buckel korzjämmerlich aus.
Do kennen er dehem bleiwe, mit eure Hauwitze,
Mer henn noch Brakonnieh un Schitze!
Hinner jerem Baam dhut Eener ziele,
Un sei Mann fehlt Kener, die dhun net spiele!
Un weil er der Gehend unkunnig sein,
Do locke mer euch in de Sump' enein,
Die Annere locke mer in die junge Hecke,
Un dhun rings erum de Wald anstecke.
[75] *Der muß brenne, wie der Moskauer Brand, so roth,*
Un in der Flamm werrn er all zu Kohle gebrot.
Bei uns do kummen er an keh Memme,
Korz, unser Gewäll is net se nemme!«

Während der Oesterreicher, der nicht viel davon verstand, große Augen machte, sagte der Bürgerwehrmann:

»Ich erinnere mich, das kam einmal zu Fastnacht auf dem Theater vor. Nun, auf den Brettern da hat unser westricher Bauer Courage bewiesen; aber wenn wir unsere Bauern in der Wirklichkeit betrachten, wie sie sind, so möchte ich eben kein großes Zutrauen in ihre Hingebung für die Volkssache setzen. Ich will immer noch hoffen, daß es zu keiner blutigen Entscheidung komme; denn nichts ist beklagenswerther, als der Bürgerkrieg; aber nehmen wir einmal den Fall an, so glaube ich, daß der Bauer der letzte seyn wird, Gut und Blut hinzugeben.«

»Wenn sie alle so wären, wie das Prachtexemplar, das ich heute in den Bureau's des Landesausschusses gesehen,« bemerkte der Turner, »so wären sie den Strick nicht werth, um sie zu hängen. Da kommt Einer in das Expeditionszimmer und fragt nach dem ›Herr Affegat Schmitt,‹ den er sprechen müsse. Bekanntlich sind nun die Mitglieder des Landesausschusses so sehr mit Arbeiten überhäuft, daß nur in den dringendsten [76] Angelegenheiten Personen vorgelassen und gewöhnliche Dinge durch das angestellte Personal erledigt werden. So fragt nun auch ein Expedient den Bauer, was er

wolle. Dieser aber will nicht mit der Sprache heraus, und verlangt ausdrücklich, er müsse den Herrn Schmitt selbst sprechen. Erst nachdem ihm zwanzigmal wiederholt worden war, daß dies jetzt eine Unmöglichkeit sey, bringen wir aus ihm heraus, daß Herr Schmitt ihm voriges Jahr ein Gnadengesuch an den König verfaßt habe wegen seines Sohnes, der wegen Polizeivergehens zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt worden sey, daß hierauf noch immer keine Antwort erfolgt wäre, und daß er deßhalb zum Herrn Schmitt müsse, damit dieser dieses sein Gesuch erneuere. Wir lachten laut auf, was den Bauer natürlich böse machte, wir fragten ihn, ob er denn nicht wisse, was jetzt in der Welt vorgehe; wir stellten ihm vor, daß ein Gesuch an den König gegenwärtig ganz nutzlos wäre, und Herr Schmitt sich am wenigsten damit befassen könne, daß sein Sohn auch sicher seyn könne, vor der Hand nicht zur Absitzung seiner Strafe angehalten zu werden; es nützte alles nichts, in diesen Kopf war nichts hineinzutrichtern, er blieb dabei stehen: er müsse zum Herrn Schmitt, und der Herr Schmitt müsse ihm sein Gnadengesuch an den König erneuern. Anfangs belustigte uns der Mensch, endlich ärgerten sich aber die Schreiber, die zu arbeiten [77] hatten, über seine unbesiegbare Zudringlichkeit, und da blieb uns nichts übrig, als ihn zur Thüre hinauszuwerfen.«

»Und wo war denn der Bauer her?« fragte Ludwig.

»Aus der alten Welt,« gab der Turner zur Antwort.

»Zum Glück,« meinte Ludwig, »sind nicht alle unsere Bauern aus der ›alten Welt;‹ denn sie bildet doch nur einen kleinen Theil unserer Pfalz, und die Leute sind dort auch nicht alle so. Aber auch zugegeben, daß es im Allgemeinen auf dem Lande mehr zähe und unzugängliche Creaturen gibt, als in den Städten, wo der gegenseitige Verkehr die Menschen schon mehr nähert und zu Menschen macht, so dürfen wir deßhalb über den ganzen Bauernstand nicht den Stab brechen. Unter gar vielen Bauernwämsern schlagen Herzen, die ebenfalls empfänglich sind für die große Aufgabe der Zeit, und gar mancher Arm, der heute noch friedlich den Pflug führt, wird dann zur Waffe greifen und

unsere Reihen ergänzen.«

Der Eintritt mehrerer Mitglieder des Landesausschusses, und des neu angekommenen Oberkommandanten Fenner von Fenneberg, auf den sich natürlicher Weise viele neugierige Blicke richteten, unterbrach hier die Unterredung. Vierzehn Tage später war Fenner von Fenneberg vergessen.

—

[78] Als am andern Morgen Alfred ziemlich spät erwachte, war sein Kopf wüst und schwer. Nur in unklaren flüchtigen Nebelbildern flogen die einzelnen Ereignisse des gestrigen Tages an seinen Sinnen vorüber, eines verdrängte das andere; die Verlobung Flora's kehrte aber immer wieder. Wie er nach Hause gekommen, konnte er sich nicht mehr entsinnen.

Ziemlich deutlich erinnerte er sich, daß er die Pariser Wechsel in seine Brieftasche gelegt, und diese fand sich auch in seiner Rocktasche vor. Mehr mechanisch, als um sich vor dem wirklichen Vorhandenseyn der Papiere zu überzeugen, öffnete er sie und — o Schrecken! sie war leer. Er mochte das Portefeuille, das aus mehreren Abtheilungen bestand, umwenden, wie er wollte, die Wechsel waren fort.

Ein kalter Schweiß überlief ihn; mehrere Minuten lang blieb er starr vor Schreck; dann stand er auf und stürzte in die Hausflur.

»Johann — Hanne — Peter,« schrie er den Dienstboten zu, »wer ist der Dieb, wo ist der Dieb? Wo sind die Wechsel? Lauft hinaus, auf die Straße, sucht, arretirt, wen ihr findet, doch haltet! Ihr selbst könnt mich bestohlen haben; rühre sich keines von der Stelle!«

Sämmtliches Hausgesinde war auf den Schrei des Herrn herbeigeeilt, und starrte verwundert denselben an.

[79] Sie wußten nicht, ob ein großes Unglück passirt sey, oder ob er irre rede.

In diesem Augenblicke trat Pfarrer Ignaz zur Hausthüre herein.

»Um aller heiligen Willen,« fragte er: »Was haben Sie, Herr

Alfred? Was ist geschehen?«

»Meine Wechsel sind fort! Sie sind gestohlen,« antwortete Alfred kleinlaut.

Ignaz machte eine auffallende Miene zum Lachen, nahm aber, als schäme er sich dessen, sogleich wieder ein ernstes Gesicht an, und rief:

»Nein, da ist wahrlich nichts zu lachen mit Ihrer Zerstreutheit, Herr Alfred! Das ist bedenklich! Wie können Sie hier im Hause die Wechsel suchen, welche Sie selbst gestern in der Stadt auf die Post gegeben haben?«

»Wie? Ich? Auf die Post?« stammelte Alfred.

»Nun ja, unter der Adresse Ihres Vetters in Paris.«

Und er warf Alfred einen bedeutsamen Blick zu.

Dieser, obgleich er noch gar nicht verstehen konnte, wie das Räthsel sich lösen sollte, ahnte, daß Ignaz nur die Dienerschaft beruhigen und entfernen wollte, und sagte:

»Ach ja, die Sache wird sich schon aufklären. Ihr könnt an eure Arbeit gehen, ihr Leute!«

Hierauf führte er den Pfarrer ins Zimmer.

[80] »Ich habe mich,« hob dieser an, »einer Nothlüge bedienen müssen, welche mir unser Herr und Heiland vergeben möge. Ihr unkluges Benehmen, Herr Alfred, zwang mich dazu. Warum mußten Sie es gleich an die große Glocke hängen, daß Ihnen die Wechsel fehlen? Wenn nun diese Leute Nachforschungen nach den Wechseln angestellt hätten, würde man mich, der Sie, wie Jedermann bekannt, hin- und herbegleitet, nicht ins Verhör gerufen und gar wohl Haussuchung bei mir vorgenommen haben? Und was wäre dann mein Loos gewesen? — Hier sind die Wechsel, Herr Alfred, die Sie gestern auf unserer Rückreise während Ihres ersten Anfalls aus dem Wagen schleuderten.«

Alfred sah bestürzt den Pfarrer an und betrachtete maschinenmäßig die ihm überreichten Wechsel.

»Das verstehe ich noch nicht recht,« stotterte er; »ich weiß wohl, ich muß auf dem Rückwege geschlafen haben. Ich entsinne

mich auch nicht des Geringsten mehr. O, erzählen Sie, bester Herr Pfarrer, daß ich Ihnen danken und Sie um Verzeihung bitten kann, wenn ich Sie gekränkt habe.

»Als wir in den Wagen stiegen;« berichtete Ignaz, »bemerkte ich, daß Sie nicht im Stande wären, selber zu fahren; ich nahm daher die Zügel. Sie saßen stumm da, und schienen zu schlafen. Aber als wir uns ungefähr mitten im Wäldchen befanden, fingen Sie plötzlich [81] unter lebhaften Geberden an zu phantasiren, von der verlornen Flora zu sprechen, alle Reichthümer zu verwünschen, und mit den Worten: ›Was plage ich mich mit diesen Wechseln, fort mit ihnen!‹ warfen Sie die Brieftasche zum Wagen hinaus.«

»Aber hier ist ja die Brieftasche,« fiel immer noch verblüfft Alfred ein.

»Und hier die Wechsel,« setzte schmunzelnd Ignaz hinzu. »Hören Sie nur! Ich hielt sogleich das Pferd an, wage jedoch nicht auszusteigen, aus Besorgniß, Sie möchten in Ihrer Raserei die Zügel ergreifen, davon jagen, höchst wahrscheinlich umwerfen und den Hals brechen, und warte, ob nicht Jemand des Weges käme. Nun bemerke ich aber schon nach wenigen Minuten, daß Sie wieder ruhig werden und zu schlafen beginnen. Rasch steige ich aus, und hole die Brieftasche. Und es war auch Zeit; denn kaum hatte ich das Pferd wieder angetrieben, als Sie abermals auffahren, und um ihre verlorene Brieftasche lamentiren. Erinnern Sie sich auch dieses Umstandes nicht mehr?«

»Nein!«

»Ich dachte nur, weil dieser zweite Anfall weniger heftig war, und Sie vernünftiger sprachen. Indessen traute ich doch nicht, Ihnen die Wechsel zurückzugeben, nahm dieselben daher unbemerkt aus der Brieftasche, und übergab Ihnen die letztere leer. Glücklicherweise [82] öffneten Sie dieselbe nicht, sondern steckten Sie ein. Ohne weiteren Unfall kamen wir nun hier an, wo Sie von Johann auf Ihr Zimmer geführt wurden.«

»Mein bester Herr Pfarrer,« sprach Alfred bewegt, »noch bin ich

ganz verwirrt, noch begreife ich nichts; nur das weiß ich, daß ich Ihnen zum größten Danke verpflichtet bin, und daß ich vor dem Gedanken zurückschaudere, wie leicht ich Sie durch mein thörigtes Betragen in Unannehmlichkeiten hätte versetzen können; ich sage, in Unannehmlichkeiten, da Ihre Rechtschaffenheit viel zu sehr erprobt und erkannt ist, als daß im geringsten ein Verdacht…«

»Sprechen wir nicht mehr davon,« entgegnete Ignaz mit wohlwollender Miene und schüttelte dem armen jungen Mann die Hand. »Reden wir von etwas Anderem. Sie sehen wirklich noch sehr angegriffen aus!«

»Ich möchte mich zu Tode schämen! Ich habe wohl allerlei Dummheiten in diesem verfluchten Rausche gemacht. Ich bin sonst kein Trinker.«

»Glauben Sie, daß es nur ein Rausch war? Desto besser!«

»Warum desto besser?«

Nun, dann ist Alles vorüber. Ich fürchtete etwas Schlimmeres! Ich darf ja wohl aufrichtig mit Ihnen sprechen. Ich legte Ihrem exaltirten Zustande eine etwa vorausgegangene Gemüthsbewegung zu Grunde.«

[83] Alfred erschrack.

»Denn daß der Fall aus dem Wagen gestern morgen,« fuhr Ignaz fort, — »Sie fielen zwar auf den Kopf — irgend eine Einwirkung nach sich gezogen haben sollte, das ist, da Sie gar keine Schmerzen hatten, durchaus nicht anzunehmen.«

Alfred schrack noch heftiger zusammen.

»Aber, mein Freund, warum zittern Sie so? Wird Ihnen unwohl? Lassen Sie sich doch ja nicht beunruhigen. Gewiß, es ist nichts. Sie werden sich erholen. Oder, wenn Sie wirklich unwohl sind, wenn Sie für Ihre Gesundheit fürchten, so schicken Sie zum Arzte.«

»Zum Arzte? Sie glauben wirklich?«

»Ich glaube nicht, ich meinte nur, Sie fühlten sich unwohl, weiter nichts. Man soll den Arzt nie zu spät rufen, aber auch nicht zu früh. Wenn Ihr Unwohlseyn — denn Sie sind wirklich sehr blaß — nur die natürliche Folge Ihrer gestrigen — wie soll ich sagen —

Aufregung ist, so wird es sich auch ohne Arzt machen. Ihr Körper hilft sich von selbst, und gegen die Krankheiten und Schmerzen der Seele besitzt ja nicht der leibliche Arzt, sondern der Seelenhirt, der Lehrer und Spender des göttlichen Wortes die heilende Kraft.«

»Sie erinnern mich daran,« erwiederte Alfred mit der schwachen Stimme eines gebrochenen Herzens, »daß ich aufrichtig gegen Sie, meinen göttlichen Lehrer seyn [84] müsse. Aber Sie wissen ja schon Alles, Sie wissen, wie sehr ich Flora liebte, wie ich sie noch liebe, wie ich den Gedanken nicht fassen kann, daß sie nun ganz für mich verloren ist. Und wäre ich im Stande, auch diesen Verlust zu ertragen, das Gefühl, daß sie einem Andern, daß sie diesem Robert angehören soll, bringt mich zur Verzweiflung.«

»Ich bin weit entfernt, Herr Alfred, Ihnen noch Hoffnung machen zu wollen. Diese hatte ich bereits bei unserer letzten Unterredung über diesen Gegenstand aufgegeben, aber…«

»Nun, aber?«

»Aber es ist leichter, einem Mädchen ihren Liebhaber zu entreißen, als ihr einen solchen aufzudringen.«

»Wie? Sie könnten? Sie wollten…«, rief Alfred und ein unheimliches Feuer blitzte in seinen Augen.

»Wie der Diener des Herrn alle seine Mitmenschen lieben muß,« sprach mit Salbung Ignaz, »so liebe ich auch Flora, und beklage in ihr nur die Verirrte, die Ketzerin. Sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen, betrachtete ich schon lange als eine wichtige Aufgabe meines Berufes, und in Ihnen glaubte ich das Mittel zu finden. Als Frau des Erzketzers Robert wird sie meinem Wirkungskreise entrückt. Mein Beruf, mein Gewissen verlangt es, daß ich alle mir zu [85] Gebote stehenden Mittel anwende, diese Heirath zu verhindern. — Sie aber fordere ich auf, *nichts* zu thun, und zu *schweigen*.«

Die letzten Worte sprach er mit der Strenge eines Großinquisitors. Nach einer kleinen Pause fuhr er im Conversationstone fort: »Ich sprach eben von meinem Berufe, und das erinnert mich daran, daß mich meine anderen Berufspflichten,

deren, wie Sie wissen, jetzt nicht wenige sind, abrufen. Leben Sie wohl, mein Freund, erholen Sie sich recht schnell, und hüten Sie sich ja vor einem Anfalle wie gestern, damit Sie nicht die Wechsel, die ich Ihnen zurückgegeben, zum Fenster hinaus oder gar ins Feuer zu werfen versucht werden.«

»Herr Pfarrer!«

»Nun?«

»Ich hätte eine Bitte an Sie. Ich befürchte nicht, daß ein solcher Anfall wiederkehre, allein ich bin schwach, ich habe keine Ruhe, so lange diese Papiere in meiner Hand sind. Dürfte ich mir wohl die Freiheit nehmen, Sie für die nächste Zeit um Aufbewahrung dieser Wechsel zu bitten?«

Ignaz machte Einwendungen; das Ende der Unterredung war aber, daß er die Wechsel mitnahm, selbst zugebend, daß diese in einer so gefahrvollen Zeit bei einem armen Pfarrer, der keine irdischen Schätze besitze, viel sicherer seyn würden.

---

[86] Der Erzähler nimmt sich oft die Freiheit, in die einsamsten Zellen zu schleichen, dort die Menschen in ihrem geheimsten Treiben und Wirken zu belauschen, theilweise ihre nicht ausgesprochenen Gedanken zu errathen, und ist sogar so indiskret, die also entdeckten Geheimnisse in die Welt hinauszuposaunen. So begleiten wir nun auch den Pfarrer Ignaz in das Studierzimmer seines Pfarrhauses.

Er setzte sich an sein Schreibpult, zog Postpapier hervor und schrieb:

»Mein Herr!

Die Aufregung im Volke wächst täglich. Unsere Sache steht dem Anscheine nach schlimm, in der That aber gut. Freilich ist es für uns eine Höllenarbeit. Sie wissen, wie schwach wir hier vertreten sind. An uns wenigen hängt Alles. Die meisten Pfarrgeistlichen sind zu nichts anderem zu gebrauchen, als um das Volk zu fanatisiren

und aufzureizen. Und dies thun die guten Leute denn auch in der plumpsten Weise. Trotzdem ergeben sich hieraus zwei bedeutende Vortheile. Zuerst wird Haß und Zwietracht unter die Leute gesäet, und zweitens gehen diese blind fanatischen Priester in ihrem Feuereifer so weit, daß Verfolgungen gegen sie nicht ausbleiben, und sie uns als Märtyrer dienen können. Und eben Märtyrer gebrauchen wir. Das Christenthum an sich bedurfte zu seiner Ausbreitung keiner Märtyrer [87]. Nur die Macht unserer Kirche verdanken wir ihnen. Das Christenthum spricht von Bruderliebe. *Unsere* Herrschaft aber ist auf Blut gegründet, mit dem Frieden kann sie nicht bestehen. 1847 schienen wir verloren. 1848 hat uns gerettet.

Unsere übrigen Angelegenheiten stehen gut. Alle Aufträge sind pünktlich vollzogen. Für Finanzangelegenheiten ist die Epoche nicht besonders günstig. Jedoch wird es mir gelingen, dem Orden von Seiten eines jungen Mannes, der wahrscheinlich nicht lange mehr leben wird, ein bedeutendes Vermächtniß, vorläufig eine Summe von Achtzig Tausend Franken, später vielleicht ein ganzes Vermögen, zuzuweisen. Meinen Plan ersehen Sie aus nachstehender Chifferschrift.«

So weit konnten wir hinter dem Rücken des Pfarrers Ignaz lesen. Die nachfolgenden Chiffern waren uns unverständlich. Zwei Kreuze, mit welchen er schloß, bezeichneten wahrscheinlich die Unterschrift.

Nachdem der Brief äußerst sorgfältig zusammengefaltet und gesiegelt war, versah er ihn mit folgender Adresse: »Monsieur Baudin, rue d'or, 23 á Bruxelles.«

Kaum war dies geschehen, als sich Schritte der Thüre näherten. Ignaz verbarg den Brief, und die Haushälterin trat ein.

»Denken Sie sich, Herr Pfarrer,« rief sie schnaufend, »der liederliche Mensch, ich wollte sagen, Ihr [88] Neffe, der Herr Justin ist wieder im Land und will durchaus zu Ihnen. Ich wollte ihn abweisen, aber…«

»Laß ihn hereinkommen,« sagte der Pfarrer. Verwundert ging

die Köchin weg, und der Pfarrer rieb sich schmunzelnd die Hände: »Der kommt wie gerufen!«

Der Eintretende war ein junger Mensch, welcher für bildschön hätte gelten können, wenn sich nicht schon Spuren eines unordentlichen und elenden Lebens in seine Züge eingegraben hätten. Zudem war seine Haltung schwankend und in den Lumpen, aus welchen sein Anzug bestand, nahm sich die ganze Erscheinung höchst armselig aus.

»Nun, du Galgenstrick,« begrüßte ihn der Pfarrer, »habe ich dir nicht untersagt, jemals dies Land und diese Schwelle wieder zu betreten? Aber nicht wahr, nachdem du das Geld, das ich dir zur Reise nach Amerika gegeben, in den Wein- oder Brandweinkneipen vertrunken und mit schlechten Dirnen verpraßt hast, da bin ich wieder dein guter Onkel, den du bestohlen, und der dich jeden Tag den Gerichten überliefern kann.«

»Verzeihung, bester Onkel, hören Sie mich an! Es ist wahr, ich habe, meines letzten Versprechens ohngeachtet, wieder gefehlt, aber nicht aus Leichtsinn, sondern getrieben von dem Wunsch, ein anderer Mensch zu werden. Dies, so glaubte ich, sei aber nur dann möglich, sobald ich mich in einer unabhängigen Lage befinden [89] würde. Leben oder sterben, dachte ich, eins oder das andere! Die Thaler, welche Sie mir zur Reise nach Amerika mitgegeben, habe ich weder vertrunken noch verpraßt, aber… die Spielhölle hat sie verschlungen. Und als sie fort waren, hatte ich nicht den Muth zu sterben. Ich wollte aber arbeiten…«

»Schon genug! Ein andermal deine Beichte, ich kann mir schon denken. Du hast dich herumgetrieben, so lange es ging; und nun bist du wieder da, damit ich dir abermals helfen soll.«

»Um Ihren Rath zu bitten, bester Onkel!«

»Und mich zu bestehlen. Ich habe gute Lust, dich den Gerichten zu überliefern.«

»Und ich Sie desgleichen!«

»Unverschämter! Habe ich je gestohlen?«

»Aber Ihre geheimen Korrespondenzen, die mir in die Hände

fielen, und mir Licht verschafften über…«

»Schweig!« schrie blaß vor Zorn der Pfarrer.

»Nun, nun, bester Onkel,« entgegnete in begütigendem Tone Justin, »nur nicht böse, eine Krähe kratzt der andern nicht die Augen aus, nicht böse, nicht böse, lieber Onkel, ich will das nicht wieder sagen.«

Ignaz maß mit großen Schritten das Zimmer.

»Höre,« sagte er nach einer Weile, »ich will's noch einmal mit Dir probiren. Du bleibst heute bei mir, du wirst hungrig seyn — Martha soll dir gleich was [90] zu frühstücken geben. Auch andere Kleider mußt du haben, ich lasse heute noch welche besorgen. Jetzt rufen mich meine Amtsgeschäfte ab. Später das Weitere. Hier sind heilige Bücher, an denen du dich während meiner Abwesenheit erbauen kannst.«

Als der Pfarrer das Zimmer verlassen hatte, sprang Justin vergnügt in die Höhe und jubelte: »Nun, das ist ja gnädiger abgelaufen, als ich denken konnte. Aber, aber,« setzte er nachdenklicher hinzu, »das hat was zu bedeuten. Nun, komme, was da wolle, ich werde mich zu schicken wissen. Wahrscheinlich soll ich ihm welche Kastanien aus dem Feuer holen. Allein, Herr Onkel, dann esse ich auch mit!«

Vor der Hand ließ sich Justin das Frühstück, mit welchem ihn die nun bedeutend freundlicher gewordene Martha bewirthete, vortrefflich schmecken.

Wie oben erwähnt, hatte schon in den ersten Tagen seines Bestehens der Landesvertheidigungsausschuß sämmtliche Beamte des Kreises aufgefordert, eine schriftliche Erklärung über die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung einzugeben, und da nun damals in der Pfalz, wie anderwärts hierüber kein Zweifel herrschte, so war nichts natürlicher, als daß diese Anerkennungen äußerst zahlreich einliefen, der Kaiserslauterer Postbote seufzte

schwer unter der Last der Briefe, die er täglich an den [91] Landesausschuß stoßweise zu überbringen hatte, und der andere Bote, nämlich der »für Stadt und Land,« das Organ des Landesausschusses, füllte jedesmal seine Spalten mit den Namensverzeichnissen der Anerkennenden. Auch in einzelnen Adressen, welche, von verschiedenen Corporationen ausgehend, z. B. von einer durch das Kaiserslauterer Bezirksgericht veranstalteten Beamtenversammlung, nach München gingen, wurde die Rechtsgültigkeit der Reichsverfassung ausgesprochen und deren Anerkennung von Seiten der Staatsregierung als das einzige Mittel hingestellt, die Ordnung zu erhalten. Diese Manifestationen des »intelligenteren Theiles des Volkes,« wie sich die Herren Beamten so gerne nennen hören, blieben natürlich nicht ohne Rückwirkung auf die übrigen Schichten der Bevölkerung. Niemand zweifelte mehr an der Rechtlichkeit der Bewegung, und daß diese durch die Bestätigung des Reichskommissärs eine neue feste Stütze erhielt, haben wir bereits mitgetheilt. Welche außerordentliche Sensation daher die am 11. Mai erfolgte Abberufung Eisenstuck's, »weil er seine Vollmacht überschritten habe,« hervorbrachte, läßt sich ermessen. Die Einen nahmen die Kunde mit Entrüstung, die Andern mit Spott auf, und die Aengstlichen senkten die Köpfe, während die Entschlossenen zum Vorwärtsgehen antrieben. Der erste Riß in die Einheit der Bewegung war geschehen.

[92] Der Zurückberufung Eisenstuck's folgte übrigens die Entlassung des Reichsministeriums Gagern auf dem Fuße, die Nationalversammlung hatte auch angefangen, eine entschiedenere Haltung anzunehmen, und es schien jetzt nur ein Ministerium der Linken möglich. Allein von dieser Hoffnung wurde man durch die Antwort, welche der Reichsverweser einer an ihn abgesendeten Deputation ertheilte, schnell enttäuscht. Gleich darauf wurde aus der äußersten Rechten das Ministerium Grävell gebildet, der Reichsverweser hatte nunmehr definitiv mit der »souverainen Nationalversammlung« gebrochen, und der reaktionäre Theil derselben, sowie die Halben und Aengstlichen packten ihr Bündel

und überließen das Terrain der Linken. — Zu diesen aufregenden Ereignissen kamen noch die traurigen Nachrichten aus Sachsen und Rheinpreußen, und ihnen auf dem Fuße folgten die Flüchtlinge aus diesen beiden Landestheilen, um in der Pfalz ein Asyl zu suchen. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte nun die Kunde von dem Ausbruche der Revolution in Baden die Gemüther, und so ward die anfangs so friedliche Bewegung in der Pfalz von ihrem ursprünglichen Standpunkte immer weiter auf den Weg der Revolution vorgeschoben.

Den jungen Leuten jeglichen Standes, welche sich gleich anfangs zur Volkswehr gedrängt hatten, waren zuerst viele beurlaubte und jetzt wieder einberufene [93] Soldaten gefolgt, sodann gingen auch die einzelnen kleineren Truppenkörper, welche sich außerhalb der Festungen befanden, zur Volkswehr über, und aus den Festungen selbst, namentlich aus Landau, strömten sie schaarenweise, bewaffnet, mit Sack und Pack, herbei.

Die Volkswehr, welche nun schon aus einer imposanten Masse bestand, sollte nun organisirt und in drei Aufgebote getheilt werden. Zu dem *ersten*, dem mobilen, zählt jeder ledige Pfälzer von 18 bis 30 Jahren, zu dem *zweiten* jeder Verheirathete unter 30 und jeder Ledige von 30 bis 40 Jahren, alle Uebrigen zum dritten Aufgebote, dem Landsturm. Allein diese Organisation blieb beinahe nur auf dem Papier stehen. Von allen Seiten warf man dem Oberkommandanten Fenner von Fenneberg totale Unfähigkeit (von verschiedener Seite, jedoch unbegründeter Weise, sogar Verrätherei) vor. Dieser selbst gab dagegen dem Mangel an tüchtigen Offizieren die Schuld. Zudem fehlte es an Feuerwaffen, und mit Sensen oder gar mit blosen Stöcken weigerten sich die Mannschaften zu exerziren. Zum Ankauf von Waffen war aber Geld nothwendig, und die freiwilligen Beiträge hatten durchaus nicht das anfangs erwartete Resultat geliefert. Der Landesausschuß machte nun noch einen letzten Versuch, um in den Besitz der nöthigen Geldmittel zu kommen, indem er die vermögendsten Einwohner der Pfalz auf den 16. Mai zu einer [94]

Generalversammlung einlud, und sie zur Zeichnung freiwilliger Beiträge aufforderte. Statt dessen beschloß die Versammlung, es sollten von sämmtlichen Steuerpflichtigen der Pfalz binnen 3 Tagen 25% der Steuern und später wieder weitere 25% erhoben werden. Außerdem stehe es jedem frei, weitere freiwillige Beiträge zu zeichnen. Es muß bezweifelt werden, ob es den reichen Herren mit diesem Beschlusse ernst war, zu dem sie gar keine Befugniß hatten und welcher unter den bestehenden Verhältnissen durchaus unausführbar war. Der Landesausschuß sah ein, daß er auf diese Weise das begonnene Werk nicht fortsetzen könne, und ward hierdurch nur in seinem schon gefaßten Entschlusse bestärkt, der auf den folgenden Tag zusammenberufenen Kantonalvertretung die Einsetzung einer provisorischen Regierung vorzuschlagen.

Ehe wir aber zu diesem entscheidenden Akte übergehen, müssen wir zu einigen der Personen zurückkehren, mit welchen sich unsere Erzählung vorzugsweise beschäftigt.

Niemand war glücklicher, als Robert und Flora. Sie liebten sich mit der Glut einer ersten Liebe, und sie würden in ihrem seligen Wonnerausche die ganze Welt um sich vergessen haben, wenn diese Welt sich damals in ihrem gewöhnlichen Zustande befunden hätte. [95] Das leidenschaftliche Gefühl zum Vaterlande und für Freiheit, welches beide so sympathisch zusammengeführt hatte, konnte in ihrer eigenen Liebe nicht untergehen, sondern wurde in ihr nur noch gehoben und veredelt. Die mächtige Erhebung des Volks erschien ihnen in einem wundersamen blendenden Heiligenscheine, in welchem alle Schwächen, alle Fehler, alle unreinen Elemente, an welchen die Sache litt, erblaßten. In ihrem Ideengang verbanden sie die Befreiung des Vaterlandes mit dem Segen ihres Herzenbundes, und die Siegesfeuer welche dem befreiten Deutschland von allen Höhen und in allen Gauen des Vaterlandes dereinst lodern würden, sollten auch ihrer

Hochzeitsfeier leuchten. Sie fühlten sich so sicher in ihrem Glücke, daß der Gedanke eines Fehlschlagens ihnen nicht träumen konnte.

Robert war zum ersten Zugführer (Lieutenant) einer Schützenkompagnie gewählt worden, welche von unserm Freund Benno als Hauptmann befehligt wurde. Die Schießübungen und Exercitien wurden in dieser trefflich bewaffneten Compagnie mit dem größten Eifer betrieben, und beschäftigten, die ihm von Benno übertragenen Schreibereien eingerechnet, unsern Helden den größten Theil des Tages. Die freien Abendstunden widmete er der Geliebten. Diese beschäftigte sich den Tag über in Roberts Abwesenheit mit der Anfertigung von Blusen und anderer Arbeiten für die Volkswehr, oder sie machte [96] die Runde bei ihren Freundinen, um diese zu gleichem Eifer zu ermuntern.

Den Tag darauf, an dem wir in der Wohnung des Pfarrers Ignaz den jungen Justin gesehen haben, erschien Letzterer in Kaiserslautern, und ließ sich in Benno's Schützencompagnie aufnehmen. Seine jetzige anständige Kleidung, sein sicheres Auftreten und die leichte Manier, in der er sich zu bewegen wußte, ließen selbst für aufmerksamere Beobachter, als Robert und Benno waren, nicht so leicht mehr die Spuren von Verdorbenheit erkennen, wie sie uns gestern bei seinem Eintreten in die Pfarrwohnung in die Augen gefallen sind. Durch sein zutrauliches Wesen wußte er sich die beiden Offiziere zu Freunden zu machen. Er gab sich für den Reisenden eines bedeutenden niederrheinischen Handelshauses aus. Von Eifer für die heilige Sache des Volles erfüllt, habe er seinem Prinzipal geschrieben, daß gegenwärtig, wie allbekannt, keine Geschäfte zu machen seyen, daß er dem Hause keine unnöthigen Reisespesen verursachen wolle, und sich einen Urlaub auf unbestimmte Zeit erbitte, um seinen Arm der Sache des Volkes zu widmen. Eine solche Erklärung reichte schon hin, um ihn in Roberts Augen zu erheben. Daß Justin die Wirthshäuser stark besuchte, das heißt: aus einem ins andere ging, konnte damals nicht auffallen. Wollte man etwas Neues hören — und jede Stunde brachte Neuigkeiten — so [97] mußte man in die Wirthshäuser

gehen, in ihnen concentrirte sich Alles. Auch Robert ließ es sich gefallen, den Freund Justin öfter zu Bier oder Wein zu begleiten, doch wollte es Justin trotz alles Zuredens niemals gelingen, ihn auf längere Zeit zu fesseln, da es den Liebenden stets zu mächtig zu seiner Flora zog.

Am tollsten ging es den ganzen Tag über und bis spät in die Nacht hinein in den Biergärten zu. In einen solchen müssen wir nun einmal den beiden jungen Leuten folgen, obgleich unsere Feder zu schwach ist, das interessante und mannigfaltige Bild zu malen, welches sich hier darbot. Zuerst vernimmt das Ohr zwischen dem Gesange von Hecker- und Freiheitsliedern, dem Geschrei einzelner Bierbankredner und lebhaften Wechselgesprächen, das Geklirr von Schleppsäbeln, das Zuschlagen von Bierglasdeckeln und andern Lärm. Ungleich mehr Genuß hat aber noch das Auge. Es ist nicht übertrieben, wenn man sich in einem »Wallenstein's Lager« zu befinden glaubt. Neben der dunkelblauen Bürgerwehruniform sieht man die weiße Turnkleidung, die Wachstuch- oder Pechkappe neben dem mit rothen Federn oder Bändern geschmückten Heckerhut. Dort sitzen bayerische Soldaten von verschiedenen Regimentern, ein rothes Band an der Mütze befestigt, unter Blousenmännern, milchbärtigen Jünglingen und behaarten Gesichtern. An einzelnen rothen Hosen gewahrt man, daß [98] die französische Linie auch vertreten ist. Ebenso sind französische Nationalgarde-Artilleristen sichtbar. An jenem abgesonderten Tische sitzen ruhige, vielleicht auch neugierige Bürger. Neben an poltern mehrere Demokraten, ein bayerischer Gensdarm steht bei ihnen, und sucht sich mit zuckersüßer Stimme und Freiheitsreden bei ihnen in Gunst zu setzen. Aber was läuft denn dort für eine fantastische Figur von Tisch zu Tisch und hält anfeuernde Reden? Ein ganzer Wald von rothen Hahnenfedern umwallt den Heckerhut; um den Hals ist ein rothes Halstuch geknüpft. Seine Blouse wird von einer rothen über die Schulter getragenen fußbreiten Schärpe, deren Schleifen bis unter die Kniee herabhängen, beinahe verdeckt. Statt des Säbels

trägt er ein Hünenschwert an der Seite. Auch der Bartwuchs ist roth. Das ist ein Wühler von Profession. Sein Aussehen und seine Redensarten scheinen indessen schon ziemlich verbraucht, da man ihn wenig beachtet. Doch warum richten sich alle Blicke dort hinüber an jenen Tisch? Warum lacht Alles? Es ist ein ächtes Original einer Bassermann-Gestalt, ein lebendiges Proletarierbild aus den fliegenden Blättern. Er scheint auch gar nicht verwundert oder böse zu seyn, über das Aufsehen, das er erregt. Ein Maler skizziert unter dem Gelächter der Zuschauer sein Porträt mit dem Bleistift, ein Witzbold hat die Courage, die Zeichnung der Gestalt zu zeigen, und diese… ist [99] hocherfreut darüber und fragt an, ob sie das Bild behalten dürfe, was natürlich zugestanden wird. Nicht minder interessant ist die Beobachtung der verschiedenen Sprachen und Dialekte, welche man hört. Außer dem Deutschen vernimmt man freilich nur noch französisch, manchmal auch polnisch; aber die deutschen Dialekte sind fast alle repräsentirt, so der Rheinpreuße, der Berliner, der Sachse und Thüringer, der Franke, Schwabe, Bayer und Oesterreicher. Sie alle übertönt jedoch die »Pälzer Sproch'.«

Aber trotz all dieser Verschiedenartigkeit der Elemente, trotz des zügellosen Lärmens und der Aufregung, in der sich beständig die Köpfe befinden, bleibt es friedlich und niemals entsteht Streit.

Bei dieser Gelegenheit können wir auch nicht umhin zu bemerken, daß während der ganzen Dauer der Bewegung gemeine Verbrechen zu den Seltenheiten gehörten, und Diebstähle fast gar nicht vorkamen; ein neuer Beweis, daß wenn das Volk die Polizei selbst ausübt, sie auch am besten gehandhabt wird.

Eines Tages nahm Justin Urlaub, um seinen Onkel in Waldheim zu besuchen.

»Nun wie stehts?« fragte ihn dieser bei seinem Eintritt. »Hast du Fortschritte gemacht?«

[100] »Im Exerciren und Scheibenschießen, ja!« antwortete Justin, »auch in meiner Freundschaft zu Robert.« —

»Das Letztere ist wenigstens etwas,« bemerkte der Pfarrer.

»Aber weiter bin ich noch nicht gekommen, und weiß auch nicht weiter zu kommen.«

»Du bist ein ungeschickter Mensch!«

»Was soll ich thun?«

»Mach' ihn betrunken!«

»Er trinkt höchstens zwei Glas Bier.«

»So führe ihn ins Weinhaus.«

»Dort trinkt er nur einen Schoppen Wein!«

»Stoß mit ihm an auf die Freiheit!«

»Er stößt an, aber er nippt nur.«

»So führ' ihn zum Spiel. Es gibt mehrere Arten von Spielhöllen in Lautern.«

»Es gibt keine mehr. Wer denkt jetzt an's Spiel, wo's so eisern klingt? Von den früheren Spieltischen herab werden Reden gehalten, und die früheren Spieler singen Heckerlieder.«

»Aber es gibt doch noch schlechte Gesellschaften, in denen Unzucht getrieben wird?«

»Die Politik hat Alles in den Hintergrund gedrängt.«

»Und alle schlechten Dirnen sind Tugendheldinen geworden?

[101] »Das will ich eben nicht sagen. Aber wie ihn zu solchen führen, wenn ich ihn nicht erst trunken gemacht habe? Und selbst die Trunkenen sind oft widerspenstig.«

»Es geht auch ohne Rausch. Zum Beispiel, du kennst eine solche Person?«

»O, ja!«

»Sie muß schöne Kleider haben!«

»Wenn Sie mir Geld geben, schaffe ich ihr auch schöne Kleider.«

In diesem Augenblick kam Alfred über den Vorplatz dem Hause zu.

»Darüber später,« brach Ignaz schnell ab; »ehe du nach Lautern zurückkehrst, werden wir noch Gelegenheit haben, uns unter vier

Augen zu sprechen.«

Als Alfred eintrat, verließ Justin das Zimmer, um in der Küche draußen der Jungfer Martha amüsante Geschichten zu erzählen.«

Alfred war, seit wir ihn verlassen, von dem Pfarrer in beständiger Aufregung gehalten, und sein Geist ganz niedergedrückt worden. Heute sah er besonders blaß und verstört aus. Auch ihm war eine jener Einladungen zugegangen, welche der Landesausschuß an die Reichen erlassen hatte, um sich am 16. Mai zu einer Berathung wegen Beschaffung von Geldmitteln in Kaiserslautern einzufinden.

[102] »Das wird eine theure Berathung geben,« seufzte er, nachdem er den Pfarrer hiervon in Kenntniß gesetzt hatte. »Was soll ich thun? Was rathen Sie mir?«

»O, das sind schlimme, heillose Zeiten!« antwortete Ignaz mit ernster Miene. »Was soll ich Ihnen rathen? Es ist wahr, ich habe Ihnen früher so manchen Rath ertheilt, den Sie befolgt haben, und der, wie ich mir schmeicheln darf, in der Regel von den besten Folgen war; aber jetzt, jetzt steht mir der Verstand still; ich getraue mir nicht mehr zu rathen; ich fürchte, wie man es auch mache, daß die Gefahr nicht abzuwenden ist, und welchen Weg man auch einschlage, wir uns hintenher Vorwürfe zu machen haben.«

»Bester Herr Pfarrer,« lamentirte Alfred, »ist es denn wirklich so weit gekommen, ist Alles verloren?«

»Ich fürchte mehr, als ich hoffe,« entgegnete der Pfarrer; »allein wer auf Gott vertraut, ist nicht verloren. Was sind die Glücksgüter dieser Erde, was ist dies Erdenleben gegen die Süßigkeiten des Jenseits? Doch,« fuhr er nach einer Pause fort, »auch auf dieser Welt sollen wir nicht verzagen, mit kühner Stirne sollen wir unsern Weg verfolgen. Kommen wir auf Ihre Angelegenheit zurück! Wenn Sie der Einladung auf den 16. Mai nach Lautern keine Folge leisten, so wird es nicht fehlen, daß Sie in den Verdacht eines sogenannten Reaktionärs kommen, und demzufolge eher als Andere [103] gewaltthätige Erpressungen zu gewärtigen haben. Gehen Sie aber hin, so könnte es bei Ihrem reizbaren Zustande zu

unangenehmen Auftritten kommen; ja wer bürgt Ihnen für Ihre Freiheit, für Ihr Leben? Denn hören Sie, es ist mir so eben durch den jungen Menschen, den Sie bei mir sahen, gesagt worden, der rothe Landesausschuß habe den Fenner von Fenneberg, den sogenannten Oberkommandanten, beauftragt, sobald die Versammlung der Geldsäcke (diesen Ehrentitel geben sie nämlich euch Reichen) begonnen habe, das Lokal mit mehreren Tausend Mann zu umstellen, um sie einzuschüchtern, und wenn sie nicht in alle Bedingungen des Landesausschusses willigen, das heißt sich ganz ausziehen lassen würden, gewaltsam einzuschreiten.«4 Nun wählen Sie!«

»Ich meine« dachte Alfred, »es ist doch besser zu Hause zu bleiben.«

[104] »Dann möchte ich Ihnen aber doch rathen, sich krank zu melden, und Sie sind ja in der That krank. Auf diese Weise werden Sie eher dem Zorne der Schreckensmänner entgehen. Zudem wird man sich erinnern, daß Sie baar Geld haben leihen müssen, um es zu versenden, und also keines in der Kasse haben.«

»Oh,« seufzte Alfred, »diese Menschen sind im Stande, und nehmen mir andere Sachen, wenn sie kein baar Geld finden. Bin ich sicher, daß sie mir nicht meine Früchte vom Speicher und meine schönen Ochsen aus den Ställen führen, um ihre gottlosen Freischaaren damit zu füttern, oder meine Pferde rauben, um sie vor ihre Munitionswägen zu spannen?«

Ignaz suchte ihn zu trösten, aber in Worten, die eher geeignet waren, die Wunden dieses Zerrissenen noch weiter aufzureißen, als sie zu heilen. Alfred, der alle Selbstständigkeit verloren hatte, schwankte stumpfsinniger, als er gekommen war, nach Hause.

In einem Punkt hatte er sich übrigens unnöthige Sorge gemacht. Sein Nichterscheinen bei der Versammlung der »Geldsäcke« wurde gar nicht bemerkt, da den Mitgliedern des Landesausschusses zu viel andere Dinge im Kopfe herum gingen, als daß sie Zeit gehabt hätten, die Köpfe der Eingeladenen nachzuzählen.

[105]
Kaum hatten die »Geldsäcke« den Saal verlassen, als — mit einbrechender Nacht — derselbe wieder dem Publikum geöffnet wurde. Die Flüchtlinge aus Sachsen und Preußen hatten eine Volksversammlung ausgeschrieben. Mehrere Tausende bewegten sich im Saale. Gottfried Kinkel präsidirte in sehr würdiger Weise. Einzelne der fremden Redner sprachen recht gut, am besten gefiel der populäre Vortrag Albert Grün's aus Sachsen. Die meisten beschränkten sich aber darauf, durch Erzählungen von in Dresden, Iserlohn u. s. w. von dem preußischen Militär verübten Gräuelthaten das Volk aufzuregen, welches sich ohnehin schon in einer gereizten Stimmung befand, und so wurde denn, am Ende fast einstimmig der Antrag angenommen, daß durch eine Connnission den morgen zusammentretenden Kantonalvertretern angezeigt werden solle, es sey der Wille des Volkes, daß eine provisorische Regierung eingesetzt werde.

Das Resultat des anderen Tages ist bekannt. Bei Eröffnung der Sitzung waren von den Vertretern der 31 Kantone 28 zugegen, und der von dem Landesausschusse gestellte Antrag auf *sofortige* Einsetzung einer provisorischen Regierung wurde mit 15 gegen 13 Stimmen angenommen. Die schwache Majorität, mit welcher dieser Beschluß gefaßt worden war, rief in vielen Gemüthern, selbst in solchen, welche vorher für eine provisorische Regierung geschwärmt hatten, eine große Miß[106]stimmung hervor, man fürchtete, daß das einheitliche Streben, welches sich bisher in der Pfalz kund gegeben, in Zwietracht aufgehen werde. Diese Mißstimmung ward aber in der Nachmittagssitzung wieder dadurch in etwas gedämpft, daß die Minorität erklärte, auch sie sey grundsätzlich mit der Einsetzung einer provisorischen Regierung einverstanden, hätte jedoch gewünscht, daß man noch eine letzte Erklärung der bayerischen Staatsregierung über Annahme oder Nichtannahme der Reichsverfassung abgewartet haben möchte.

An der Wahl der Mitglieder der provisorischen Regierung

betheiligten sich wieder 28 Vertreter. Ein Einziger hatte sich nach der Vormittagssitzung entfernt, ein Anderer war dagegen noch erschienen. Gewählt wurden: Reichard aus Speyer, Hepp aus Neustadt, Culmann und Schüler aus Zweibrücken und Kolb aus Speyer. Da die drei Letzten nicht anwesend waren, und später die Wahl nicht annahmen, so traten die drei Ersatzmänner Fries aus Frankenthal, Greiner aus Pirmasenz und Schmitt aus Kaiserslautern zuerst vorläufig und dann definitiv in die provisorische Regierung ein.

Das Resultat wurde unter Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken dem Volke verkündet, und mit mehr Ernst als Fröhlichkeit aufgenommen.

Die neue Regierung entwickelte sofort eine außerordentliche Thätigkeit, sie handelte rasch, und deßhalb [107] vielleicht nicht immer mit der nöthigen Ueberlegung und Klugheit.

Zuerst wurde eine Proklamation erlassen, in welcher dem Volke die Lage der Dinge auseinandergesetzt, und sämmtliche Behörden in ihren Aemtern bestätigt wurden. Die Absetzung der Mitglieder der Kreisregierung in Speyer erfolgte erst später, nachdem diese, die Anerkennung der provisorischen Regierung verweigernd, sich in die Festung Germersheim zurückgezogen hatten. Hiermit hörte auch der Wirkungskreis der Landkommissäre auf, welche zwar nicht *abgesetzt*, aber durch besonders ernannte und mit fast unumschränkter Gewalt betraute Civilkommissäre *ersetzt* wurden. Ebenso löste sich die Gensdarmerie gleichsam von selber auf und ward durch die Studentenlegion ersetzt. Die Legionäre wurden den Civilkommissären zur Ausführung ihrer Amtsverrichtungen beigegeben und sollten die Vermittler zwischen Regierung und Volk seyn.

Eine in der erwähnten Proklamation ausgesprochene Amnestie aller politisch Verfolgten machte nur geringen Eindruck, da es unseres Wissens nach keine politisch Verfolgten in der Pfalz gab. Dagegen wurden durch die Freilassung der Forstfrevler die Kantonsgefängnisse geleert und gesäubert. Vielleicht ahnte man,

daß sie in Kurzem anständigere Gäste aufnehmen sollten.

Die Beschlagnahme der öffentlichen Kassen fiel sehr [108] mager aus, indem sämmtliche Kassenbeamten erst vorher an die Kreiskasse abgeliefert hatten. In der Hauptkreiskasse, das heißt dem Möbel dieses Namens, fand man noch 10½ Kreuzer, da man den Inhalt nach Germersheim geschafft hatte. Eine Nebenkasse war noch ergiebiger, da sie etwa 4 fl. enthielt.

Einer der ersten Akte der provisorischen Regierung, dem man die größte Wichtigkeit beilegte, war ein am 18. Mai mit dem Landesausschusse in Baden abgeschlossener Vertrag, wonach Pfalz und Baden in militärischer Beziehung als ein Staat betrachtet, die Bewohner beider Länder auch angesehen werden sollten, als gehörten sie einem Staate an, und demnach alle Hemmnisse des gegenseitigen Verkehrs, z. B. die Rheinbrückengelder gänzlich aufzuheben seyen. Dieser letzte leicht ausführbare Punkt trat ins Leben, die militärische Verbindung beider Staaten ward aber nur höchst mangelhaft ausgeführt, und führte mehr Confusionen als einheitliches Wirken herbei. In der Pfalz ward damals der Unschlüssigkeit Brentano's die meiste Schuld an diesen Mißständen zugeschrieben. Erst später überzeugte man sich, daß in Baden der Mangel an tüchtigen Offizieren ebenso fühlbar war, als in der Pfalz, und hierdurch das stete Schwanken in der oberen Leitung und der schnelle Wechsel der Oberkommandanten herbeigeführt wurde.

Das Mißtrauen, welches man überall gegen den [109] pfälzischen Oberkommandanten Fenner von Fenneberg hegte, schien die provisorische Regierung ebenfalls zu theilen. Hierfür spricht wenigstens die Art und Weise seiner Beseitigung.

Kaum hatte sich die neue Gewalt constituirt, als sie aus Landau die von verschiedenen Seiten wiederholten Zusicherungen erhielt, daß bei dem ersten Angriffsversuch auf die Festung dem Volksheere von Seiten der zurückgebliebenen Soldaten und der Bürgerschaft die Thore geöffnet werden würden. Die provisorische Regierung, an der Wahrheit dieser Nachrichten nicht zweifelnd,

beauftragte nun hinter dem Rücken Fennebergs, dem sie nicht traute, den Oberst Blenker aus Worms, welcher schon am 10. Mai den Uebertritt der bayerischen Besatzung in Ludwigshafen bewerkstelligt hatte, mit der Ausführung dieses Unternehmens.

Dieser, dem sein erster unblutiger Sieg noch vorschweben mochte, und durch neue günstige Zusagen aus Landau bestärkt, zog in der Frühe des 20. Mai mit einigen tausend Mann Fußtruppen und drei Scheinkanonen ohne Munition bis vor die Thore von Landau. Allein anstatt daß diese sich öffneten, wurden die bereits innerhalb der Vorwerke marschirenden Mannschaften von den Wällen herab mit einem lebhaften Musketenfeuer empfangen, welchem Kartätschen und später Kanonenkugeln nachfolgten. An einen Widerstand oder Sturm [110] war nicht zu denken, und daher eine regellose Flucht die natürliche Folge. Uebrigens kamen nur wenige leichte Verwundungen vor.

Die provisorische Regierung, welche sich nach Speyer begeben wollte, um die Regierungsakten in Empfang zu nehmen, befand sich eben in Neustadt, als die ersten Flüchtlinge daselbst ankamen. Ebenso hatte sich Fenner von Fenneberg, welcher inzwischen Kenntniß von dem Unternehmen erhalten, eingefunden. Es herrschte hier in Folge des verunglückten Versuchs die größte Verwirrung und Aufregung. Letztere gab der provisorischen Regierung die Veranlassung, Fenneberg loszuwerden. Dieser wollte nämlich einen Anführer einer Sensenmännerkompagnie wegen einer ihm zugefügten Schmähung, die jenem in der Aufregung entfahren war, verhaften lassen. Die provisorische Regierung nahm die Sache nicht so streng und willigte nicht in die Verhaftung, worauf Fenneberg beleidigt die so sehr gewünschte Entlassung nahm. Drohungen, welche er darauf noch gegen die provisorische Regierung ausgestoßen haben soll, zogen nun sogar am folgenden Tag seine eigene Verhaftung nach sich. Diese war übrigens nur von kurzer Dauer. Nach seiner Freilassung ließ er sich als gemeiner Wehrmann in die Volkswehr aufnehmen.

An seine Stelle trat nun bis zur Ernennung eines neuen

Oberkommandanten eine aus sieben ordentlichen [111] und mehreren außerordentlichen Mitgliedern bestehende Militärkommission, von welcher man, nach dem von ihr sogleich veröffentlichten Volkswehrorganisationsdekret zu urtheilen, sich eine besondere Thätigkeit versprach. Anfangs schien ihr Wirken auch von Erfolg zu seyn, es ward eine regelmäßige Rekrutirung, und eine Eintheilung der Mannschaften in Compagnien und Bataillone angeordnet. Damit waren diese aber noch nicht formirt. Es fehlte fortwährend an Waffen; die im Ueberfluß geschmiedeten Sensen wurden von den Leuten nur mit Widerwillen genommen, und die Exercitien höchst mangelhaft betrieben. Hie und da kamen auch Widersetzlichkeiten gegen die Rekrutirung vor, welche durch Exekutionstruppen gedämpft werden mußten. Mehrere Pfarrer, von denen man glaubte, daß sie zum Widerstande aufgereizt hätten, wurden gefänglich eingebracht, mit Ausnahme eines Einzigen aber bald wieder entlassen. Andere zogen es vor, sich durch die Flucht vor Verfolgungen sicher zu stellen. Im Ganzen aber waren diese Fälle selten, die meisten jungen Leute stellten sich freiwillig.

Einen weit bedeutenderen und gefährlicheren Widerstand fand die provisorische Regierung bei der vermögenderen Klasse durch das Dekret einer Zwangsanleihe mit steigender Skala. Jeder, der ein Vermögen von 40,000 fl. besaß, sollte 200 fl., von 60,000 fl. — 310 fl., von [112] 100,000 fl. — 650 fl. und in dieser Weise weiter steigend entrichten, so daß den Inhaber einer Million 50,000 fl. trafen. Zur Zahlungsfrist wurden nur drei Tage bewilligt.

Zugegeben, daß die provisorische Regierung, wenn sie das einmal vorgesteckte Ziel verfolgen wollte, nothwendig Geld, Geld und wiederum Geld gebrauchte, und daß eine Zwangsanleihe vielleicht auch das einzige Mittel war, solches zu erlangen, so muß es doch mindestens als sehr unpraktisch bezeichnet werden, daß man nicht auch diejenigen, welche unter 40,000 fl. und etwa bis zu 10,000 fl. herab besaßen, wenn auch mit niedrigeren Ansätzen zur Anleihe beizog, da doch die Zahl derselben — namentlich in der Pfalz, wo der Güterbesitz so sehr getheilt ist, viel bedeutender, als

die der Reichen ist, und die Eintreibung dieser kleineren Beiträge fast gar keine Schwierigkeiten dargeboten hätte, während es ein ganz besonderer Fall seyn müßte, wenn ein Millionär innerhalb drei Tagen eine Baarsumme von 50,000 fl. aufbringen könnte. Eine Regierung schwächt sich aber durch nichts mehr, als wenn sie Verordnungen erläßt, welche auszuführen sie nicht die Macht hat. Und so kam es denn auch, daß die Meisten, von denen 200 oder 250 fl. angesprochen wurden, diese Summe entrichteten, die Höherpflichtigen aber nur kleinere Abschlagsbeträge oder gar nichts bezahlten. Hiergegen konnte selbst alle [113] Energie und aller Terrorismus der Civilkommissäre nichts ausrichten.

Weitere Anlässe zu Mißhelligkeiten gab das Dekret einer *neuen* (dem Entwurfe der äußersten Linken in der weiland preußischen Nationalversammlung nachgebildeten) *Gemeindeordnung*. Es war dies das bekannte Lieblingssteckenpferd des Dr. d'Ester aus Köln, der auf die provisorische Regierung viel Einfluß auszuüben schien, und auf dessen Veranlassung sich dieselbe auch vermuthlich zur Einführung in einer Zeit hat bestimmen lassen, in welcher sie an ganz andere Dinge zu denken hatte. An mehreren Orten wurde die Einführung und die Neuwahl des Gemeinderathes geradezu verweigert, so namentlich in Speyer. Nach letzterem Orte fand sich die provisorische Regierung bewogen, zwei Spezialkommissäre, Eckard und d'Ester, unter Begleitung bewaffneter Macht abzusenden. Auch die zum zweiten Aufgebot gehörende Kaiserslauterer Bürgerwehr war dazu beordert worden. Hätte sie nicht Folge geleistet, so würde man ihr die Waffen zu nehmen versucht haben, um sie dem noch so unvollständig bewaffneten ersten Aufgebot zuzuweisen. Auch wußte beim Ausmarsch Niemand, wohin es ginge, und die Wenigsten hatten einen Kreuzer Geld in der Tasche, so daß überall Anleihen contrahirt werden mußten. Andere Annehmlichkeiten waren die unerträgliche Hitze und ein schrecklicher [114] Staub. Hierfür wurden sie aber durch die freundliche Aufnahme in der Schwesterstadt — zum Schießen kam es nicht — entschädigt, und noch nach zwanzig Jahren werden die

Leute hinterm warmen Ofen ihren Enkeln mit Vergnügen von ihrem »Feldzuge nach Speyer« erzählen. — Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die beiden Spezialkommissäre, ohne Widerstand zu finden, den alten Stadtrath auflösten und eine Neuwahl durchsetzten.

Zwei andere Verordnungen der provisorischen Regierung fanden dagegen keinen Widerspruch, nämlich die Aufhebung des Lotto's und die Herabsetzung der Salzpreiße um 25%. Die Holzpreise in den verschiedenen Aeralholzhöfen wurden ebenfalls bedeutend herabgesetzt, jedoch hatte dieses Mittel, sich augenblicklich baares Geld zu verschaffen, nur geringen Erfolg, da in dieser Zeit an Brandholz kein Bedarf ist, und Niemand daran dachte, zu spekuliren oder zu bauen. Um so auffallender war es, daß auf vielen Orten in den Wäldern so große Verwüstungen angerichtet wurden. Die Holzfrevler dachten, die Förster, ihre Erbfeinde, hätten jetzt nichts mehr zu sagen, und wollten sich vielleicht auch für frühere Unbill an den unschuldigen Bäumen rächen. Der provisorischen Regierung kann übrigens nicht der Vorwurf gemacht werden, als habe sie diesem Unfuge ruhig zugesehen, sondern sie schickte, wo sie nur Kenntniß [115] erhielt, bewaffnete Streifcorps in jene Gegenden, und stellte die Ordnung wieder her.

Ein Amts- und Intelligenzblatt diente der provisorischen Regierung zur Publikation ihrer Dekrete; außerdem war der von N. Schmitt redigirte »Bote für Stadt und Land« ihr offizielles Organ. Um aber auch ihren Wirkungskreis nach außen auszudehnen, und die pfälzischen Verhältnisse auswärts in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen, wurde noch ein eigenes Correspondenzbüreau errichtet, welches sich damit befaßte, allen demokratischen und selbst mehr oder minder farblosen Blättern in Deutschland lithographirte Berichte über den Stand der Dinge zuzusenden. Keine kriechende Hofzeitung kann sich in hochklingenderen Lobeserhebungen über die Unfehlbarkeit ihres fürstlichen Herrn, die Vortrefflichkeit der Regierung und die

glückliche Lage des Landes ergehen, als in diesen Berichten hinsichtlich der Leiter der Bewegung und der Landeszustände geschehen ist, und dennoch wurden in ihnen mit beispielloser Naivetät dem Feinde alle Schwächen und Geheimnisse ebenso klar mitgetheilt, als dies durch die besten Spione nur geschehen konnte. So wurde unter anderen darin ganz offen von einer projektirten Ueberrumpelung Darmstadt's von badischer Seite aus gesprochen, damit die hessische Regierung ja Zeit hatte, auf ihrer Hut zu seyn und die gehörigen Vorkehrungen zu treffen.

[116] Durch ein Dekret vom 26. Mai wurden die Pfälzer in Kenntniß gesetzt, daß der zum Oberkommandanten der pfälzischen Volkswehr ernannte polnische General Sznayde angekommen sey. Am 29. Mai erließ er seinen ersten Tagesbefehl an die Volksarmee. Am folgenden Tage erschienen schon drei weitere Tagesbefehle, und nun glaubte man, daß es endlich Ernst werden würde. Aber die Hauptsache, die verlangten Waffen blieben aus. Eine in Lüttich gekaufte Partie Gewehre wurde auf dem Transporte durchs Preußische aufgegriffen und mit Beschlag belegt, und da nun auch die französische Regierung die Durchfuhr von Waffen untersagte, so wurde es unmöglich, weitere Ankäufe in Belgien zu machen. Von andern Plätzen gelang es zwar, mehrere einzelne kleinere Partien zu acquiriren; aber wenn sie auch in größerer Anzahl zu haben gewesen wären, so hätte es immer noch an Geld gefehlt, um sie zu bezahlen. Die eingehenden Gelder reichten kaum für die laufenden Ausgaben, für Löhnung und die Bedürfnisse der Oekonomiekommission an Schuhen, Hemden, Bloußen u. s. w. hin. Die für den Dienst requirirten Pferde mußten sogar geborgt werden. (Die meisten sind indeß später zurückgeliefert worden.) Am schwächsten war es in der pfälzer Volkswehr mit der Kavallerie bestellt; sie bestand nur aus etwa dreißig übergegangenen Chevauxlegers und ebensoviel jungen Leuten, welche sich freiwillig diesem [117] Korps anschlossen. Zur Schaffung einer Artillerie wurde die Pfalz von Baden aus mit einer vollständigen Batterie nebst Zugehör unterstützt. Einige Stück

leichtes Geschütz hatte man sich schon vorher zu verschaffen gewußt, und man gab sich fortwährend alle Mühe, die Artillerie noch zu verstärken; für Munition, für Fuhrwesen wurde hinlänglich gesorgt, und auch noch eine Anzahl gußeiserner Sechspfünder gegossen, welche indessen, als es zur Entscheidung kam, noch nicht vollständig ausgebohrt waren.

Seit dem verunglückten Angriff auf Landau vom 20. Mai ward kein weiterer Versuch der Art mehr unternommen. Man beschränkte sich darauf, die Festung zu cerniren, um ihr jede Verbindung mit Germersheim und die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Mehrere größere Transporte von Schlachtvieh, namentlich von Hämmeln, wurden auf diese Weise abgefaßt.

Zu diesen Cernirungstruppen, welche unter dem Kommando des Obersten *Willich* standen, wurde auch die Benno'sche Schützenkompagnie beordert.

Nach diesen allgemeinen Angaben über den Stand der Dinge führen wir den Leser wieder in den engern Kreis der Erzählung zurück.

—

[118] Es war am Vorabend des Tages, an welchem Benno's Kompagnie das Hauptquartier zu Kaiserslautern verlassen sollte, die Sonne warf schon lange Schatten, und die Stunde war gekommen, in welcher Flora ihren Robert zu erwarten pflegte. Heute geschah dies mit unendlicher Sehnsucht; denn morgen mußten sie sich ja trennen, vielleicht auf lange — vielleicht auf immer — doch nein! Diesen Gedanken wagte sie nicht aufkommen zu lassen. Auf immer — das war nicht möglich! »Warum muß ich ihn allein gehen lassen, warum kann ich ihn nicht begleiten, alle Gefahren und Mühen mit ihm tragen, wie leicht trägt man sie, wenn man sie theilt? Warum nicht im Kampfe, wenn die Kugeln pfeifen, an seiner Seite stehen? Kämpft denn der Mann nur allein für sich? Ist die Freiheit nicht für uns alle? Haben wir Frauen nicht

auch ein Herz, welches für das Vaterland schlägt, ist unser Arm zu schwach, um die Waffe zu tragen? Elende Banden der sogenannten Convenienz, die uns Frauen fesselt! Warum sind wir so schwach, warum haben wir den Muth nicht, sie zu sprengen?«

Aus diesen Gedanken und Träumen wurde sie durch ein eintretendes Mädchen gerissen, welches sie aus Auftrag der Frau Benno, ihrer Freundin, ersuchte, sich doch augenblicklich nur auf einige Minuten zu derselben zu begeben, indem ihr diese etwas Wichtiges mitzutheilen [119] habe. Flugs setzte Flora einen Hut auf, warf ein Tuch um und eilte fort. Als sie um die nächste Straßenecke kam, bot sich ihr ein sonderbares Schauspiel dar. Wenige Schritte von ihr standen ein Mann und eine Frau zusammen. Die Dame ruft aus: »Ja, liebster Robert, nun müssen wir scheiden,« sie fällt dem Manne um den Hals, das Schmatzen eines Kusses wird gehört, dann, sich von ihm losmachend, eilte sie, der betäubten Flora einen stechenden Blick zuwerfend, an dieser vorbei und verschwand. Dieser Blick reichte hin, um in ihr eine Person wiederzuerkennen, welche früher Stubenmädchen in ihrem Hause war, wegen Diebstahl weggejagt, sich dann überall herumgetrieben hatte, und kürzlich wegen sittenlosen Lebenswandels auf dem Schube in ihre Heimath zurücktransportirt worden war. Der Mann aber war Robert, ihr Robert. Es schwindelte ihr vor den Augen, und taumelnd wäre sie zu Boden gestürzt, wenn Robert nicht schnell auf sie zugeeilt wäre, und sie in seinen Armen aufgefangen hätte. Alles dieses ereignete sich in kürzerer Zeit, als wir im Stande waren, es niederzuschreiben.

Die ohnmächtige Flora mußte nach Hause gebracht werden, und kam erst dort nach mehreren Belebungsversuchen wieder zu sich. Robert, welcher als Arzt sich nun nahte, um ihr den Puls zu fühlen, ward mit Heftigkeit von ihr zurückgewiesen, man glaubte sie rede [120] im Fieber, und Robert hielt es für das Beste, so ungern es auch geschah, sich zu entfernen und den gewöhnlichen Hausarzt rufen zu lassen.

Erst im Nachhausegehen kam er auf die Idee: die sonderbare

Person, welche ihm eine Minute vorher von Justin als seine Schwester vorgestellt worden, und ihm plötzlich auf offener Straße — vor Floras Augen — um den Hals gefallen war, müsse so heftig auf Flora eingewirkt haben. Zu Hause angekommen fand er keine Ruhe, er wollte Justin aufsuchen, um sich Aufschluß zu holen, und ging in das Wirthshaus, welches dieser gewöhnlich um diese Zeit besuchte, traf ihn aber noch nicht an. Er eilte nun nochmals nach dem Wernerschen Hause, um sich nach Flora zu erkundigen. Der Arzt, den man hatte rufen lassen, begegnete ihm unter der Thüre, und stellte ihm Flora's Zustand als durchaus nicht beunruhigend hin. Nur müsse jede Aufregung vermieden werden, und es sey nicht rathsam, daß er (Robert) sie noch besuche.

Hiermit zufrieden kehrte er in das Wirthshaus zurück, in welchem sich mittlerweile auch Justin eingefunden hatte, dieser schien gegen seine Gewohnheit sehr ernst, und führte den Eintretenden bei Seite.

»O, welch ein Unglück« hob er an, »ist es mit dieser meiner armen Schwester! Und daß Sie gerade Zeuge des neuen Ausbruchs dieser Krankheit seyn mußten!«

[121] »Sie ist also wirklich…«

»Verrückt,« ergänzte Justin. »Sie schien dies Frühjahr ganz hergestellt, nur der körperlichen Erholung wegen benützte sie das Bad in Gleisweiler, und jetzt, auf der Rückreise begriffen, kommt der Rückfall.«

»Und was fangen Sie nun in der fremden Stadt, welche wir morgen frühe verlassen, mit ihr an?«

»Ich habe sie bereits wegbringen lassen, zu einem mir anverwandten Pfarrer in der Umgegend. Dieser würdige Mann wird für ihre sichere Heimreise sorgen. Wäre ich nicht an meine Fahne gebunden, ich würde sie selbst begleiten; aber unsere Fahne über alles!«

Jetzt erkundigte sich Justin noch auf's angelegentlichste über Flora's Befinden, und dann verfügten sich die Freunde an den Gesellschaftstisch.

Zu Hause angekommen, schrieb Robert noch einen Brief an Flora, worin er sie von dem Wahnsinne der Schwester Justin's unterrichtete. Am andern Morgen schlug es in aller Frühe Generalmarsch zum Ausrücken. Robert wollte sich nach Flora erkundigen; allein im Hause war noch alles still. Er begnügte sich daher, den Brief zu der Oeffnung an der Hausschwelle hineinzuschieben, und eilte auf den Sammelplatz. Er konnte nicht ahnen, welche verkehrte Wirkung dieser Brief auf Flora machen würde, sie, welche die verächtliche Person kannte, die keinen Bruder namens Justin, überhaupt [122] keinen Bruder hatte. Durch jede andere Entschuldigung, als diese auf flacher Hand liegende Erdichtung, hätte er sich eher rechtfertigen können. Das mochte Justin auch wohl berechnet haben. Allein auf eine ganz andere Weise kam die Wahrheit dennoch an den Tag.

An dem nämlichen Tage begab sich Edmund als Mitglied des Kantonalausschusses in die Bureaus der Militärkommission, um irgend eine Angelegenheit auszugleichen. Er war damit auch zu Ende und wartete nur noch auf eine Unterschrift, als mit einem freudestrahlenden Gesichte der Bürger *Ludwig* eintrat. Seitdem wir dessen Bekanntschaft im Gasthause zum Donnersberg gemacht, war er zum Hauptmann einer aus lauter »Bassermännischen Gestalten« zusammengesetzten Sensenschaar avancirt. Inzwischen aber hatten sich diese Gestalten bedeutend metamorphosirt. Durch reinliche Kleidung und bessere Kost war die ursprüngliche Wildheit hinweggefegt worden; unter ihnen herrschte eine musterhafte Disciplin, ihrem Führer folgten sie blind, und dieser war stolz auf sein: *»Korps der Rache.«*

»Heute morgen,« sagte er, einen Brief abgebend, »habe ich schon einen guten Fang gemacht. Im Wäldchen auf dem Wege nach Waldheim griff ich einen verdächtigen Burschen auf. Da mir der Bursche aber weniger verdächtig schien, als der Brief, den er bei sich trug, so nahm ich ihm diesen ab, und ließ den Burschen laufen.«

[123] »Das ist ja abscheulich,« konnte sich Edmund nicht

enthalten auszurufen, »das Briefgeheimniß zu verletzen!«

»Der Brief ist ja an einen Pfaff!« entgegnete Ludwig.

»Wir leben im Kriegszustande,« bemerkte der Generalstabsauditor, »und da ist Alles, namentlich das Briefaufgreifen erlaubt. Die Adresse lautet richtig: »An Se. Hochwürden den Herrn Pfarrer Ignaz in Waldheim. — Oeffnen wir!«

»Nun, das ist ja kostbar,« rief er nach einer Weile lachend aus. »Hören Sie, das muß ich Ihnen vorlesen!«

»Mein lieber Onkel!

Heute habe ich endlich Gelegenheit gefunden, den besprochenen Schlag auszuführen, und er ist aufs beste gelungen. Zur Stunde, in welcher ich wußte, daß sich Robert zu seiner Braut begeben würde, verfügte ich mich mit einer schlechten Person, welche früher in Werners gedient hatte, und daher Flora bekannt war, in die Straße, welche Robert passiren mußte, und schlenderte mit ihr langsam dahin, die Schauläden musternd. Er kommt richtig raschen Schrittes hinter uns her und will unbemerkt vorbei. Ich lasse ihn nicht, und stelle ihm unter der Liebenswürdigen meine Schwester vor. Sie wissen, Onkel, daß ich keine Schwester habe, sonst hätte ich vor einer so schändlichen Lüge erröthen müssen. Es [124] entwickelte sich nun natürlich ein Gespräch, welches ich mich bemühte, recht in die Länge zu ziehen. Ich hatte es nämlich eingeleitet, daß Flora genau um dieselbe Zeit auf ihrem Wege zu einer Freundin uns begegnen sollte. Da, wo man in die Seitenstraße sehen konnte, welche von ihrer Wohnung in unsere Straße führte, war ein dienstbarer Geist aufgestellt, von welchem ich ein Zeichen erwartete, wenn Flora sichtbar würde. Da dies Zeichen lange ausblieb, und wir uns schon der Seitenstraße näherten, so mäßigte ich unsern Gang bis zum Stillstand, endlich noch zur rechten Zeit wird das Zeichen gegeben, und nun sage ich rasch zu Robert, als fiele mir plötzlich etwas ein: »Ach, um Vergebung, da sind wir gerade am Hause meines Schneiders, den ich daran erinnern muß, daß er mir heute noch meinen Rock abliefert. Robert, wollten Sie

nicht die Güte haben, meiner Schwester auf eine kleine Minute hier Gesellschaft zu leisten, ich bin im Augenblicke wieder hier!« Mit diesen Worten verschwand ich in jenem Hause, welches zwar keinen Schneider zum Bewohner, wohl aber eine Hinterthüre hat, durch welche ich mich entfernen konnte. Eine Viertelstunde später erfuhr ich von meiner Pseudoschwester, daß alles herrlich abgelaufen sey. Flora wurde sogar ohnmächtig, und Robert sprang auf sie zu, sie in seinen Armen auffangend. Dies lag freilich nicht in unserem Plane, er konnte dadurch [125] vereitelt werden; allein es kam zu keinen mündlichen Erörterungen zwischen ihnen, und ein Brief, den Robert ihr heute noch schreibt, wird, statt eine Versöhnung herbeizuführen, die Spannung vollenden. Zudem geht unsere Kompagnie morgen fort von hier, wodurch jede Annäherung zwischen beiden erschwert wird. Lange halte ich es bei diesen Freischaaren nicht mehr aus. Sobald ich mich überzeugt habe, daß die Verbindung wirklich aufgelöst ist, und Sie freies Spiel bei der Ketzerin haben, nehme ich Reißaus, und komme auf meiner Flucht bei Ihnen vorbei, um Sie an Ihr Versprechen zu erinnern. Diesen Brief werden Sie morgen früh durch einen expressen Boten erhalten.«

Das Schreiben trug keine Unterschrift. Edmund, der so sehr gegen das Oeffnen des Briefes geeifert hatte, verrieth nun das größte Interesse daran, und bat sich denselben auf eine Stunde aus.

»Auf eine Stunde recht gern!« antwortete der Auditor; »aber dann müssen Sie uns denselben wieder zustellen. Die offenbare Schlechtigkeit, die hier begangen worden ist, geht uns zwar nichts an; aber den Deserteur wollen wir doch wenigstens abfangen, und da er anonym schreibt, so müssen wir ihn bei dem Herrn Pfarrer erfragen. — Bürger Hauptmann Ludwig, Sie werden die Güte haben, sogleich nach Waldheim aufzubrechen, um den Pfarrer Ignaz zu verhaften und hierher vorzuführen.

[126] Auch seine Papiere müssen durchsucht werden. In zehn Minuten wird der Verhafts- und Haussuchungsbefehl ausgefertigt seyn. Wenn wir den Pfarrer noch erwischen wollen, so ist keine

Zeit zu verlieren; denn der Bursche, dem Sie den Brief abgenommen, ist wohl im Stande gewesen, den Pfarrer davon zu benachrichtigen. Es wäre doch besser gewesen, den Burschen nicht laufen zu lassen.«

»O, ich Dummkopf!« sagte Ludwig, und schlug sich vor die Stirne; »daran hätte ich freilich denken sollen. Aber nun schnell den Verhaftsbefehl ausgefertigt, Bürger Auditor, wenn ich bitten darf! Der Pfaff soll uns nicht entwischen!«

—

Wie der Auditor vermuthet, so war jener Briefbote wirklich zum Pfarrer Ignaz geeilt, um ihm anzuzeigen, daß ihm ein Brief an ihn abgenommen worden sey. Wie sehr dieser erschrack, läßt sich denken; er vermuthete, um welchen Gegenstand es sich in dem Schreiben handele, und da es sehr möglich war, daß ihn sein leichtfertiger Neffe in demselben stark kompromittirt haben könnte, so glaubte er nichts Eiligeres thun zu dürfen, als sich einer nicht unwahrscheinlichen Verhaftung durch die Flucht zu entziehen. Unverzüglich machte er sich reisefertig, versah sich mit Geld, trat dann vor sein Schreibpult, und warf eine Anzahl Papiere, die sich in [127] demselben befanden, ins Feuer. Andere steckte er aber sorgfältig in die Tasche, worunter auch Alfreds Wechsel. »Diese,« murmelte er, »sollen wenigstens den Jakobinern nicht in die Hände fallen.« Dann ertheilte er seiner Haushälterin Martha noch einige Aufträge, ergriff den Stock und schlug den Weg nach Alfreds Hofgut ein. Auf einer kleinen Anhöhe angekommen, von der man die Pfarrwohnung und die nach Kaiserslautern führende Landstraße überschauen konnte, ohne, durch junges Gebüsch geschützt, selber gesehen zu werden, machte er Halt und ließ sich nieder, seine Blicke auf die Landstraße gerichtet.

Ungefähr eine Stunde mochte vergangen seyn, als er zuerst eine Bewegung im Dorfe bemerkte; dann fing es an auf der Landstraße zu blinken; es war eine Schaar von wenigstens hundert

Sensenmännern, welche daher zog.

»Braucht's ihrer so viele, um einen armen Pfarrer zu arretiren?« dachte Ignaz. »Nur die Furcht, meine Bauern möchten Widerstand leisten, wird ihnen diese Vorsicht angerathen haben.«

Er schien recht zu haben. Denn ungefähr hundert Schritte vom Dorfe entfernt, machte die Schaar Halt. Nur zwölf Mann traten aus der Kolonne heraus, marschirten gegen das Dorf und umstellten das Pfarrhaus. Zwei davon begaben sich kurz darauf, von mehreren [128] Ortseinwohnern gefolgt, in das Pfarrhaus. Eine halbe Stunde wartete Ignaz, ohne daß diese wieder herausgekommen wären. »Jetzt,« meinte er, »sind sie an meinen Papieren, nun kann ich sicher gehen, und Herr Alfred mag sich mit dem leeren Couverte einstweilen die Zeit vertreiben.«

Als Alfred den Pfarrer auf seine Wohnung zukommen sah, ging er ihm entgegen.

»Mein theurer Freund,« sagte dieser echauffirt, »ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen; man wollte mich verhaften, ich gewann noch Zeit, um zu entfliehen.«

»Das ist ja erschrecklich,« antwortete Alfred erbleichend. »Aber bei mir sollen Sie sicher seyn. Ich werde Sie schon zu verstecken wissen.«

»Nein, nein, Herr Alfred, das könnte gefährlich für Sie werden, um so mehr, da unsere Freundschaft kein Geheimniß ist. Es ist besser, ich rette mich hinüber ins Preußische; und wenn ich Sie denn doch um eine Gefälligkeit ansprechen darf, so bitte ich Sie, mir Ihren Wagen anspannen zu lassen, damit ich doch wenigstens einige Stunden Vorsprung gewinnen kann.«

Alfred gab sogleich Befehl zum Anspannen. Eine angebotene Erfrischung schlug Ignaz aus. »Die Zeit ist zu kostbar,« sagte er; »ich darf nicht zögern. Und dann habe ich Ihnen noch so manches zu sagen. Wie schade! Mein Plan, Flora mit ihrem Freischaarenliebhaber zu [129] entzweien, war auf dem Punkte zu gelingen. Und war dies geschehen, so zweifelte ich nicht mehr an ihrer Sinnesänderung und Bekehrung. Wie stolz wäre ich auf diese

Bekehrung gewesen! Und wer weiß, ob ich dann nicht, auch zu Ihren Gunsten hätte wirken können? — Und nun, in dem günstigsten Momente vertreibt, verbannt man mich, und Alles, was ich mit so vieler Mühe und mit so viel Aussicht auf Erfolg eingeleitet hatte, war vergeblich. Doch verlieren wir die Zeit nicht mit eiteln Klagen. Was wollte ich Ihnen doch noch sagen? Ja! Ihre Wechsel, Herr Alfred; hier ist der Schlüssel zu meinem Schreibpult, sie liegen in der untersten Schublade links in einem Umschlag von blauem Papier und überschrieben: *Die Pariser Wechsel des Herrn Alfred.* Das Weitere schriftlich.«

Die Pferde waren eingespannt, und stampften, als ahnten sie die Gefahr, welche dem Pfarrer drohte. Man umarmte sich zum Abschied, Ignaz stieg ein und ließ sich in saußendem Galopp von den muthigen Rossen entführen.

Kaum war der Wagen seinem Blick entschwunden, als Alfred sich seiner Wechsel erinnerte, und nicht mit Unrecht dachte, sie möchten nunmehr in seinen Händen doch wohl sicherer seyn, als in der Pfarrwohnung. Er steckte also den Schlüssel zu sich, den ihm Ignaz gegeben und eilte in dessen Wohnung. Dieselbe war von den [130] Sensenmännern bereits wieder verlassen. Die weinende Martha führte ihn in das Studierzimmer, das Schreibpult war erbrochen. Hastig fährt er nach der bezeichneten Schublade hin, es befindet sich richtig in derselben ein blaues Couvert, überschrieben: *Die Pariser Wechsel des Herrn Alfred*, er öffnet es: *es war leer*.

Ein tödtlicher Schreck fuhr durch seine Glieder, ihm schwindelte, er würde zu Boden gestürzt seyn, wenn ihn nicht noch ein Hoffnungsstrahl aufrecht erhalten hätte, die Wechsel könnten während der Haussuchung nur verlegt seyn und sich unter den anderen Papieren befinden. Aber er mochte diese durchstöbern, wie er wollte, die Wechsel fanden sich nicht vor. Nachdem er sechsmal dieselbe unfruchtbare Arbeit wiederholt hatte, ging er trostlos, dem Wahnsinne nahe, nach Hause.

Drei Tage lang verbrachte er in brütendem Stumpfsinne. Am vierten erst ermannte er sich zu einem Entschlusse. Wäre dies

sogleich geschehen, so hätten seine Wechsel und er selbst gerettet werden können.

Er begab sich zum Bankier Müller und theilte ihm die Sachlage mit.

»Hätten Sie mir dies nur gleich am ersten Tage mitgetheilt,« antwortete dieser, »so würde ich keinen Anstand genommen haben, Ihnen zu garantiren, daß das Abhandenkommen dieser Wechsel keinen Verlust für Sie [131] hätte nach sich ziehen können. Jetzt kann ich dies nicht mehr; denn die Wechsel, obgleich erst in zwei Monaten zahlbar, sind acceptirt und Ihrem Wunsche zufolge en blanc endossirt. Ich will übrigens alles Mögliche aufbieten, und noch heute nach Paris deßhalb schreiben. In fünf Tagen erhalte ich Antwort, und werde Ihnen dieselbe alsdann unverzüglich durch einen Expressen zuschicken.«

Nach fünf Tagen und Nächten, welche Alfred in der peinlichsten Ungewißheit zugebracht hatte, erhielt er von dem Bankier folgenden Brief:

»Herrn Alfred &c.

»Auf unsere Anfrage wegen der Ihnen abhanden gekommenen Wechsel erhal ten wir heute von unserm Geschäftsfreunde in Paris folgende höchst betrübende Nachricht:«

»Herren Müller und Comp. in Kaiserslautern.

Zufolge der uns mit Ihrem werthen Briefe gewordenen Ordre bezüglich der abhanden gekommenen Wechsel im Betrage von 80,000 Frs. begaben wir uns sogleich zu den Bezogenen: den Herren Leblanc frères, Levasseur & Cie und A. B. Mayer & Cie, und überzeugten uns bei denselben durch Vorlage der quittirten Wechsel, daß dieselben bereits sämmtlich discontirt resp. eingelößt waren Die Quittungen sind durchgehends unterschrieben: Baudin, agent du gouvernement provisoire [132] du Palatinat…« Der Brief

entfiel seinen Händen.

Am andern Morgen fiel es Hanne, der Haushälterin auf, daß ihr Herr so lange schlafe. Sie glaubte indessen, wenn er unwohl wäre, würde er klingeln. Da es aber immer still in seinem Zimmer bleibt, wird sie unruhig und will eintreten. Gegen Alfred's Gewohnheit ist die Thüre verschlossen. Auch auf wiederholtes Klopfen erfolgt keine Antwort. In ihrer Angst ruft sie die übrigen Dienstboten, um mit ihnen zu berathschlagen, was zu thun sey. Man wird einig, daß die Thüre mit Gewalt geöffnet werden müsse.

Als sie erbrochen war, fuhren Alle entsetzt zurück: an der Wand hing eine Masse, — Afred hatte sich *erhängt*.

Bei der gerichtlichen Constatirung der unnatürlichen Todesart Alfreds fand man den Brief des Bankier Müller. Das Gericht nahm auf dessen Inhalt hin Veranlassung, bei der provisorischen Regierung anzufragen, was es mit diesem Baudin, der sich als ihr Agent bezeichne, für eine Bewandniß habe. Die provisorische Regierung kannte einen Menschen dieses Namens nicht, und es würde nun der Hauptmann Ludwig zunächst verdächtig geworden seyn, wenn dieser nicht die Vorsicht gebraucht hätte, bei der Haussuchung den Bürgermeister [133] und zwei weitere Einwohner von Waldheim beizuziehen, und durch diese seine Unschuld zu beweisen. Dieselben erklärten nämlich, daß man den blauen Umschlag, der die Wechsel enthalten sollte, schon damals leer gefunden hätte. Die Sache blieb daher ein Räthsel, und ward in der so bewegten Zeit nicht weiter beachtet.

Von dem Pfarrer Ignaz hat man nie wieder eine Silbe vernommen; er ist auch nach Beendigung der Revolution nicht wieder in seine Gemeinde zurückgekehrt. In manchen Kreisen ging das Gerücht, er sey auf seiner Flucht von den Freischaaren erschlagen worden. Alfred's Kutscher berief sich aber auf Zeugen, welche nachweisen konnten, daß er ihn glücklich über die Grenze gebracht habe.

Als Edmund von dem Generalstabsauditor den von Ludwig aufgefangenen Brief erhalten hatte, eilte er damit zu Werners. Flora war kaum zu bewegen, ins Gesellschaftszimmer herabzukommen; erst als man ihr sagen ließ, es handele sich hier um eine äußerst wichtige Sache, erschien sie. Das einfache Vorlesen des Briefes genügte natürlich, sie über den gespielten Betrug aufzuklären, und der ungerechte Verdacht, welcher sich ihrer gegen Robert bemächtigt hatte, fiel wie Schuppen von ihren Augen. Sie fing heftig an zu weinen, und machte sich die bittersten Vorwürfe. Edmund und Therese [134] suchten sie zu trösten, und gaben dem Gespräch eine allgemeine Wendung, indem sie die Ursache dieses Schurkenstreiches zu enträthseln suchten. Sie gelangten jedoch zu keinem Ziel. Endlich erinnerte sich Edmund, daß er nach Verlauf einer Stunde den Brief wieder zurückzuliefern habe und empfahl sich. Flora kehrte auf ihr Zimmer zurück und schrieb an Robert. Sie schilderte ihm den Hergang der Sache, bat ihn in den rührendsten Ausdrücken um Verzeihung, und beschwor ihn, sie doch ja durch eine umgehende Antwort zu beruhigen. Schließlich warnte sie ihn vor Justin. Den Brief adressirte sie poste restante mit Angabe der ihr von Robert aufgegebenen Postexpedition.

Die Antwort blieb indessen aus. Sie schrieb noch zweimal. Auch hierauf erfolgte keine.

Sie gerieth in Verzweiflung, sie sah, daß Robert unerbittlich sey, und daß er die ihm von ihr widerfahrene Kränkung nicht verzeihen werde.

Wie überrascht war sie daher, als eines Tages ein junger Mann in Chevauxlegersuniform ihr einen Brief überbrachte, der folgende wenige Zeilen enthielt:

»Meine theure Flora!

Welche feindliche Mächte haben sich zwischen unsere Liebe gestellt! Es ist mir unbegreiflich, wie Du unerbittlich in Deinem

Schweigen verharren, wie Du meine Eidschwüre für Lügen halten könntest. Sollten meine [135] Briefe nicht angekommen seyn? Aber wie ist das möglich? Einer konnte verloren gehen, doch nicht alle. Der Unteroffizier, welcher die Briefe der Kompagnie auf die Post besorgt — mich selbst hielt stets der Dienst ab, auf das entfernte Postbureau zu gehen — ist der zuverlässigste Mensch von der Welt, und mein Freund, derselbe Justin, dessen unglückliche Schwester, wie ich Dir schrieb, in einem plötzlichen Anfalle von Irrsinn das qui pro quo veranlaßte, welches Dich so sehr erschreckt hat.

Flora, theure Flora, ich beschwöre Dich, wenn Du mich nicht zur Verzweiflung bringen willst, so schreibe mir durch den Ueberbringer nur eine — zwei Zeilen, daß Du lebst und — liebst

Deinen Robert.«

Nur die Anwesenheit des jungen Mannes gab Flora die Kraft, sich zu bemeistern.

»Ich danke Ihnen recht sehr, mein Herr, für die Besorgung dieses Briefes,« sagte sie in einem so freundlichen Tone zu ihm, daß der unschuldige blutjunge Bursche in ein stolzes Entzücken gerieth; »und Sie werden wohl die Güte haben, dem Herrn Robert auch meine Antwort zu überbringen?«

»Hierzu hat mich,« antwortete der Chevauxleger, »auch der Lieutenant Robert beauftragt; allein ich muß nun bedauern, diesen Auftrag nicht mehr vollziehen zu [136] können, da ich nicht mehr zu dem Cernirungscorps zurückkehren werde, sondern von dem Oberkommando, dem ich einen Bericht von Willich überbrachte, den Befehl erhielt, sogleich nach Kirchheimbolanden aufzubrechen, um eine andere Depesche dahin zu befördern.«

Flora dankte dem jungen Manne nochmals und dieser empfahl sich.

Jetzt erst, als sie allein war, brach der Sturm in ihrem Innern los. Eine unaussprechliche Freude, aber auch eine unsägliche Angst bewegten sie zu gleicher Zeit. Robert war noch der Ihre, Robert

liebte sie noch, aber der Feind, der sich fortwährend zwischen sie stellte, erfüllte sie mit Grauen. Ihr erster Gedanke war, zu der Schwester zu eilen und ihr alles mitzutheilen, durch Edmund einen sicheren Boten zu bestellen, um diesen zu Robert zu schicken, vielleicht ginge Edmund selbst — aber da zuckte plötzlich eine Idee ihr durch den Kopf, die Idee eines früheren Traumes.

Mit Ungeduld erwartete Robert die Rückkehr des jungen Chevauxlegers, der ihm Nachricht von der Geliebten, entweder schriftliche oder mündliche, überbringen sollte. Da erfuhr er zu seinem Aerger von Benno, daß ein anderer Bote die Antwort des Oberkommando's an Willich überbracht habe. »Auch an mich,« fuhr Benno fort, »war eine Anfrage beigefügt, ob ich in meiner [137] Kompagnie noch nicht den Deserteur ausfindig gemacht hätte, dessen anonymer Brief mir eingesandt worden sey. Zum Teufel, weißt Du etwas von einem solchen Briefe?«

»Nein,« antwortete Robert, dessen Gedanken ganz anderswo waren.

Es war Abend und heute kein Wachedienst für ihn. Statt mit Benno den muntern Kreis der Freunde aufzusuchen, ging er nach Hause, und während er so unmuthig in seinem Zimmer auf und abschritt, meldete ihm sein Bursche, ein junger Mensch, der in die Schützenkompagnie eintreten wolle, wünsche ihn zu sprechen.

»Ich will niemanden sehen,« erwiederte Robert mürrisch. »Wenn er zur Kompagnie will, soll er zum Hauptmann gehen!«

Der Bediente ging, kam aber gleich wieder und sagte:

»Der junge Mensch läßt sich durchaus nicht abweisen. Er müsse Sie durchaus sprechen. S' ist ein ganz blutjunges Bürschchen, ein bildschöner junger Mensch.«

»Nun, so laß ihn eintreten.«

Die Sonne war schon hinter den Vogesen hinabgesunken, im Zimmer dämmerte es bereits, als der angemeldete Jüngling mit einem schüchternen: »Guten Abend!« eintrat. Er trug die gewöhnliche Freischaarenblouse und den Turnerhut.

[138] »Was wollen Sie?« fragte Robert barsch; aber während er diese Worte sprach, rief der Klang jener Stimme einen so eigenthümlichen Nachhall in seinem Innern hervor, daß er unwillkürlich zusammenfuhr und in milderem Tone hinzusetzte:

»Wer sind Sie? Was führt Sie zu mir?«

»Die Liebe zum Vaterlande,« antwortete dieselbe sanfte Stimme, jetzt aber ohne Verstellung und in all ihrer Klarheit — jetzt hatte Robert die Stimme erkannt, er blickte in ein Auge, das sich mit Thränen füllte…

»Die Liebe zum Vaterlande,« hatte die Stimme gesagt, »und die Liebe zu Dir!«

Robert stürzte in die Arme seiner Flora.

Wir überlassen es dem Leser, sich die gegenseitigen Erklärungen, welche sich die beiden Liebenden zu machen hatten, und stets von den wiederholten Betheuerungen ihrer Liebe unterbrochen wurden, selber hinzu zu denken.

Nach einer Weile rief die Klingel den Bedienten wieder herein.

»Georg, sieh' doch einmal,« befahl ihm Robert, »nach dem Sergeanten Justin, und sage ihm, er möge doch unverzüglich zu mir kommen. Du selbst findest dich aber auch wieder ein!«

»Gut!« sagte Georg und ging.

»Wenn Justin kommt,« fuhr Robert fort, als er sich mit Flora wieder allein sah, »so magst Du Dich in [139] dem Nebenzimmer aufhalten; denn Du darfst nicht Zeuge eines Auftritts seyn, welcher widerliche Momente darbieten dürfte. O, daß ich diesem Justin, diesem Schurken so sehr vertrauen konnte!«

»Gottlob, er ist entlarvt,« erwiederte Flora. »Allein er ist nicht unser einziger Feind. Er war nur ein Werkzeug von andern, und seine Entlarvung muß uns nur eine Warnung und ein Fingerzeig seyn, daß wir uns nie, niemals mehr trennen dürfen.«

»Aber, Flora, nur diese einzige Trennung muß noch seyn. Wenn das Vaterland gerettet, wenn die Freiheit erkämpft ist, wenn ich dann das Schwert niederlegen kann, von da an wollen wir uns nie mehr trennen. Jetzt aber, meine Flora, jetzt, wo nach Worten und

Spielereien uns jeder Tag dem Feinde entgegenführen kann, im Angesichte der Gefahr die Volkssache zu verlassen — nein, Flora, das wäre nicht blos *ehrlos*, das wäre *Verrath*! Flora, Dich liebe ich so unendlich; aber als ein Ehrloser, Geächteter, könnte ich mich dieser Liebe nicht mehr freuen; ich wäre, Du mußt es selber fühlen, ihrer nicht mehr würdig.«

»Ich müßte Dich verachten, Robert, wenn Du nur einen Augenblick schwanken würdest, und *wen* man verachtet, wie könnte man *den* lieben? Robert, konntest Du mich mißverstehen? Nein, die Volkssache darfst Du nicht verlassen; aber auch *ich* werde *Dich* nicht verlassen.«

[140] Robert trat erstaunt einen Schritt zurück. »Du zweifelst?« fuhr sie fort. »Nein, Robert, es ist entschieden, ich begleite Dich, ich habe es geschworen, und meinen Schwur werde ich halten.«

»Sie schien ein Mann geworden, als sie diese letzten Worte mit fester Stimme sprach. Robert blickte sie bewundernd an, er war nicht im Stande zu antworten.

»Zweifle nicht an meinem Muthe und an meiner Ausdauer,« begann sie wieder; »wende mir nicht ein, ein schwaches Mädchen, wie ich, die vor einer Umarmung in Ohnmacht sank, könne die Mühseligkeiten eines Feldzuges nicht ertragen. Nein, ich kann Mann seyn. Seitdem mein Entschluß gefaßt ist, fühle ich eine Kraft in mir, welche allen Hindernissen Trotz bieten wird.«

Robert, welcher sich von seinem Staunen erholt hatte, trat ihr mit allen möglichen Einwendungen entgegen, er machte sie beispielsweise auf Fälle aufmerksam, welche unübersteigliche Hindernisse für sie seyn würden, er erinnerte sie an den Kummer, den sie der Schwester, dem Onkel bereiten müßte, an die Schmähreden der Kaffeschwestern, welche nicht ermangeln würden, sie zum Gegenstande ihrer Klatschereien zu machen — umsonst, sie hörte ihn ruhig an, nur als die Schwester und der Onkel genannt wurden, verrieth ein leises Schluchzen ihre Bewegung, und als Robert schwieg, antwortete sie:

»Ich verkenne die Mühseligkeiten nicht, denen ich [141]

entgegengehe, an Deiner Seite, stark durch Dich und meine Liebe, stark durch die Begeisterung für die heilige Sache des Volkes werde ich sie ertragen. Wohl schmerzt mich in tiefster Seele der Kummer, die Sorge, die ich der geliebten Schwester, dem guten Onkel bereiten werde, ich sehe ihre Thränen, ich höre ihre Stimme klagen, aber sie vermögen es nicht, meinen Entschluß zu ändern: *ich kann nicht anders*!«

Robert war besiegt; er fand keine Gründe mehr, sie zu widerlegen, und ein gewisses Gefühl des Stolzes mit dem er auf den Muth und die Entschlossenheit des jungen Mädchens blickte, entwaffnete ihn gänzlich. Wie schön erschien sie ihm in der männlichen Tracht! Die gestreifte Blouse, deren Gürtel leicht ihre Taille umschloß, stand ihr allerliebst, ein Theil ihres üppigen kastanienbraunen Haares war unter die Scheere gefallen, es wallte jetzt nur noch, aber nicht minder schön, in reichen Locken bis auf die Schultern herab, und unter dem breitgekrämpten Hütchen blitzten ihre dunkeln glänzenden Augen so feurig hervor, daß man sich keine reizendere Erscheinung denken konnte, und Georg ganz recht hatte, als er beim Anmelden von ihr sagte: *»Es ist ein bildschöner junger Mensch.«*

Besagter Georg trat jetzt wieder ein, und machte die Meldung, daß der Sergeant Justin nirgends zu finden wäre, und die Soldaten schon wissen wollten, [142] daß er desertirt sey. »Aber das mochte ich nicht glauben,« setzte der gutmüthige Bursche hinzu; »denn ein Mensch, den unser Lieutenant so gern hat, kann kein solcher Schurke seyn. Ich wollte schon wetten, daß er morgen sich wieder einstellen würde.«

»Es ist gut, lieber Georg,« erwiederte ihm Robert, »wenn du nicht gewettet hast. Du hättest deine Wette verloren. Denn so viele Stücke ich früher auf Justin hielt, so sehr bin ich jetzt der Meinung der anderen, daß er ein Schurke ist.«

»Nun, wenn Sie es meinen,« meinte nun auch Georg, »so ist es gewiß so. Dann ist er sicher ein Schurke.«

»Dieser Justin,« wandte sich jetzt Robert an Flora, »hat Dich

gewiß bei Deiner Ankunft gesehen und erkannt, *mein lieber Vetter?*«

Die letzten drei Worte betonte er stark. Georg murmelte vor sich hin: »Aha! Der schöne junge Mensch ist des Lieutenants Vetter,« und setzte dann laut hinzu: »Justin soll sich diesen Nachmittag noch in der Schenke zum Engel befunden haben.«

»An einer Schenke dieses Schildes,« fiel lebhaft Flora ein, »bin ich vorbeigekommen; ich sah mehrere Wehrmänner vor dem Hause sitzen und zechen, und fragte sie nach Deiner Wohnung, *mein lieber Vetter.*«

»Und wahrscheinlich befand sich Justin unter diesen [143] Wehrmännern, und hat Dich erkannt. — Georg, Du kannst gehen. Doch, halt! Besorge in einem der Nachbarhäuser ein Logis für meinen Vetter, er verlangt ein Zimmer für sich allein. Es wird bezahlt.«

»Soll sogleich besorgt werden,« sagte Georg, und murmelte im Fortgehen: »Das muß ein vornehmer Vetter seyn, und daß dieser Justin seinetwegen desertirt, dahinter steckt was.«

Er entledigte sich übrigens des ihm gewordenen Auftrags instinktmäßig aufs beste, da es ihm gelang, in dem blos von einer alten Wittwe bewohnten Nachbarhäuschen ein einfaches aber reinliches Stübchen für Flora zu miethen.

Am andern Morgen bestätigte es sich, daß Justin das Weite gesucht hatte.

Am Abende des Tages, welcher Flora’s Flucht vorausging, begleiten wir unsern Freund Edmund in eine Gesellschaft junger Männer. Einer derselben hatte seine Freunde in sein Gartenhaus zu einem Glase Wein eingeladen. Man wollte der stürmischen Gegenwart auf einige Stunden entfliehen und sich in eine friedliche Oase retten. Man vermied daher auch anfangs alle politische Unterhaltung, sprach von vergangenen Thaten und Händeln, von Universitätsjahren, vom Rigi, von [144] Paris, vom alten

Kaiserschloß, das Friedrich Barbarossa in Lautern erbaut, von dem großen Hecht, der im Kaiserswog gefangen worden, und endlich von dem unglücklichen Ende Alfreds, den Jeder gekannt hatte. Die Flucht des Pfarrers Ignaz führte sodann das Gespräch auf das bisher vermiedene Thema, in die politische Gegenwart.

»Der Pfarrer Ignaz gehört eigentlich nicht zu jenen fanatischen Priestern, wie sie in mehreren andern Ortschaften das Landvolk gegen die provisorische Regierung aufreizen,« sagte Einer aus der Gesellschaft, den wir Rudolf nennen wollen; »im Gegentheil, er soll von der Kanzel gepredigt haben, die provisorische Regierung sey nun einmal die bestehende Obrigkeit, und als solcher müsse man ihr gehorchen. Die Leute haben ihn auch seiner Leutseligkeit wegen sehr gern, und er führt sie alle am Leitseil herum. Trotzdem sind sie aber nicht so bigott-dumm, wie in anderen Pius-Ortschaften.«

»Er ist ein Jesuit!« sagte ein Anderer.

»Ich möchte ihn eher für einen Dieb halten,« bemerkte ein Dritter. »Das Gericht hat eine zweite Haussuchung bei ihm vorgenommen, und in einem Papierkorbe den Streifen eines zerrissenen Briefes gefunden, welcher die Worte enthielt: *Ich habe Baudin sogleich davon benachrichtigt*, und wenn nun auch jede nähere Angabe, Ort, Stand &c. fehlte, so ist es [145] doch als sehr wahrscheinlich anzunehmen, daß der Baudin, von dem in der Correspondenz des Pfarrers die Rede ist, derselbe sey, welcher die Wechsel Alfreds quittirt hat.«

»Ich bleibe beim Jesuiten,« fiel der Vorige wieder ein, »denn auf einem anderen Wische von derselben Hand standen die Worte: ›Sie haben in der Alfred'schen Angelegenheit sehr plump und des Ordens unwürdig gehandelt. Das einmal begonnene Werk muß aber nun durchgeführt werden. Mißlingt es, so gehen Sie als Missionär nach Südamerika.‹«

»Ein plumper Jesuit,« meinte der Andere, »ist kein Jesuit, aber immerhin bleibt er ein feiner Dieb.«

»Die That ist zu schändlich,« rief ein Vierter, »als daß sie fein

genannt werden dürfte. Wo ist er hin? Ins Preußische sagt man. Nun ich meine aber, eines solchen Verbrechens angeklagt, müßte er von jeder Regierung ausgeliefert werden, sie möge gegen die unsrige gesinnt seyn, wie sie wolle.«

»An Mordbrenner liefert man keine Diebe aus,« ließ sich Einer vernehmen.

»Oho, Eberhard, das fordert eine Erklärung!« schrieen Mehrere.

»Die Erklärung,« antwortete Eberhard, »ist einfach. In Preußen glaubt man, oder sucht man die Leute glauben zu machen, unsere ganze Regierung und was mit ihr zusammenhängt, bestände aus nichts als aus Mordbrennern.«

[146] »Die Preußen haben nicht Unrecht. Es sind Mordbrenner!«

Die letzten von einer schneidenden Stimme ausgesprochenen Worte riefen einen ungeheuern Sturm hervor. Jeder wollte sprechen und überschrie den andern, so daß durchaus kein Einzelner mehr zu verstehen war. Nachdem dies eine Weile so fortgedauert, ward mitten durch das Getöse der Ruf hörbar: Wählt einen Präsidenten! Dieses Zauberwort wirkte. In einer halben Minute war alles ruhig, und der Präsident wurde gewählt.

Der Erwählte stand auf und sprach: »Mitbürger! Geehrt durch Ihre Wahl, werde ich mich bestreben, mein Amt mit gewissenhafter Unparteilichkeit zu handhaben, und ersuche jeden, der das Wort nehmen will, sich bei mir zu melden.«

Sogleich meldeten sich fast alle Anwesende.

»Der Bürger Rudolph hat das Wort,« rief nun der Präsident.

»Mitbürger,« begann der Aufgerufene. »Unsere heutige Unterhaltung trug den friedlichsten Charakter von der Welt, bis sich der Bürger Klaus erkühnte, es könne unserer provisorischen Regierung und uns selbst mit Recht der Titel: »Mordbrenner« beigelegt werden. Obgleich solch ein empörendes Wort an sich gar keine Vertheidigung zuläßt, und ihm das Verdammungsurtheil auf dem Fuße folgen sollte, so schlage ich vor, in [147] Anbetracht daß wir trotz unserer verschiedenen politischen Meinungen Freunde sind: kein Standrecht zu üben, sondern den Bürger Klaus

aufzufordern, sich über den von ihm gebrauchten Ausdruck zu erklären. Dies ist mein Antrag.«

»Ich werde über diesen Antrag später abstimmen lassen,« bemerkte der Präsident. Der Bürger Ernst hat das Wort.«[e]

»Meine Herren,« hob dieser an.

»Nichts Herren! — Bürger sind wir. Den Redner zur Ordnung!« riefen verschiedene Stimmen durcheinander.

Nun denn, meinetwegen Bürger, fuhr der unterbrochene Redner fort, oder Mitbürger, oder wie Sie wollen. Ich gehe zur Sache über. Wenn ich auch nicht damit einverstanden bin, daß man die Männer der jetzigen *usurpatorischen* Gewalt (Ruf zur Ordnung!) — der jetzigen *revolutionären* Gewalt (Hört! Hört! Ja! Ja!) mit Mordbrennern vergleiche, so ist doch wohl nicht zu läugnen, daß der Terrorismus, den diese Apostel der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit nach Despotenart üben (Gelächter!), im direktesten Widerspruche mit den Grundsätzen der Demokratie und der Volkssouveränetät steht. Die anfängliche Bewegung in der Pfalz wollte nur die Reichsverfassung. Ich will jetzt nichts gegen diese Bewegung einwenden, obgleich [148] die Pfalz es vor allen deutschen Provinzen am wenigsten nothwendig gehabt hätte, sich vorzuschieben. Der Landesausschuß, der freilich etwas ganz anderes wollte, hielt die Reichsverfassung als Aushängeschild vor. Nach dieser sogenannten Reichsverfassung (Hört! Hört!) steht es keinem Einzelstaat zu, seine Regierungsform zu ändern ohne ausdrückliche Genehmigung der Reichsgewalt; somit war die Einsetzung einer provisorischen Regierung der offenbarste Eingriff in diese Reichsverfassung. Es kommt mir dies gerade vor, als wenn man, um die Abschaffung der Todesstrafe durchzusetzen, alle Diejenigen köpfen ließe, welche dagegen sind. (Lärm und Gelächter.) Ferner hat sich nach jener Reichsverfassung jede Einzelregierung mit einer Volksvertretung zu umgeben, und die provisorische Regierung hat jede Volksvertretung zurückgewiesen. Nur unter Vereinbarung mit einer Volksvertretung hätte sie das Zwangsanleihen dekretiren dürfen. Wer gab ihr ferner das Recht,

den Gemeinden eine neue, überdies ganz unhaltbare und undurchführbare Gemeindeordnung zu oktroyiren? Was würde man dazu sagen, wenn in einem constitutionell-monarchischen Staate die Regierung sich Aehnliches erlauben wollte? Und was hat die provisorische Regierung mit ihrer Willkür erreicht? Wenn sie vermittelst derselben noch eine entschiedene, einem bestimmten Ziele zuführende Thätigkeit entwickelt hätte, wenn sie, erlauben Sie mir [149] den Ausdruck, eine Regierung der *rettenden Thaten* wäre, so hätte man wenigstens einen Grund zu ihrer Vertheidigung. Aber sie hat den Fehdehandschuh hingeworfen, sie erwartet stündlich den Feind, einen wohlausgerüsteten Feind, und was hat sie gethan, ihn zu empfangen? Was muß die nothwendige Folge dieser Verwirrung seyn? Ein schmähliches Ende und eine Reaktion, wie sie nie dagewesen. Wo Willkür und Aberwitz herrschen, da schleicht das Elend hintenher. (Große Sensation!)

Präsident: »Der Bürger Ferdinand hat das Wort.«

Ferdinand: »Wer möchte bezweifeln, daß die Männer, welche das Vertrauen des Volkes an die Spitze der Geschäfte berufen, diese Stellung aus einem andern Grunde angenommen und das begonnene Werk durchzuführen gelobt hätten, als geleitet durch die uneigennützigste Hingebung für die gerechte Sache des Volkes! Es ist daher Unrecht, diese Männer, die Alles, Gut und Leben aufs Spiel setzen, auf eine Weise herabzuziehen, wie es von dem Vorredner geschehen ist. Der Vorredner wirft der provisorischen Regierung Willkür vor, wo es Nothwendigkeit war, er sucht Unentschiedenheit, wo es Politik gewesen seyn mag, und Aberwitz, was er selber mit seinem beschränkten Unterthanenverstande nicht begreifen kann. Bin ich nun auch kein Anwalt der provisorischen Regierung und nicht berufen, auf alle die Fragen, welche der Vorredner in Form von [150] Interpellationen aufgeworfen, zu antworten, so möge man mir doch einige Berichtigungen gestatten. Der Vorredner sagt, die Pfalz habe nicht nöthig gehabt, sich vorzuschieben. Das würde wahr seyn, wenn man die Sache blos allein von der materiellen, provinzial-partikularistischen Seite, von

dem Standpunkte des engherzigsten Egoismus aus betrachten wollte. Wer aber ein Herz für die Menschheit hat, fühlt auch im Vollgenusse des Wohllebens die Leiden anderer mit und bietet die hülfreiche Hand. Das hat auch die Pfalz gethan, sie ist ihren Mitbrüdern im jenseitigen Deutschland vorangegangen, und ihr kühnes Auftreten, mag das Ende jetzt seyn, welches es wolle, mag sie von Deutschland verlassen, mag sie verrathen, verkauft werden, muß ihr immerhin zur Ehre gereichen: Die Geschichte wenigstens wird gerecht seyn. — Der Vorwurf, daß man durch die Einsetzung einer provisorischen Regierung den wesentlichsten Bestimmungen der Reichsverfassung entgegengehandelt habe, ein Thema, das schon in allen Wirthshäusern durchgefochten worden ist, bedarf unter uns keiner weiteren Vertheidigung. Wenn man die zur Durchführung der Reichsverfassung erforderlichen Maßregeln erst von derjenigen Seite genehmigen lassen wollte, von welcher man überzeugt ist, daß sie die Reichsverfassung nicht will, das wäre wohl ebenso aberwitzig, als wenn man die Entscheidung über [151] die Abschaffung der Todesstrafe dem Scharfrichter und seinen Henkersknechten überlassen wollte. — Ueberhaupt stehen wir, wer wollte das läugnen? — auf dem Boden der Revolution, und in der Revolution ist das Gesetz so gut suspendirt, wie im Kriegs- und Belagerungszustande. Damit aber die Revolution sich nicht in Anarchie auflöse, sondern so schnell als möglich zu Ende gebracht werde, um das Gesetz wieder zur Geltung zu bringen, so erfordert sie ein kräftiges, unerbittliches Handeln, und jede Volksvertretung tritt in Augenblicken der Gefahr nur hemmend und erschwerend in den Weg. Dies hat die Mehrzahl der Kantonalvertreter am 17. Mai auch erkannt, und alle Gewalt in die Hände der provisorischen Regierung gelegt. Zudem sind alle Verordnungen einer provisorischen Regierung nur provisorisch, sie werden von dem späteren gesetzgebenden Körper entweder zum Gesetz erhoben, oder abgeschafft. — Ich gebe gerne zu, daß die provisorische Regierung nicht unfehlbar ist, daß in dem Drange der Geschäfte und Ereignisse Manches übersehen, Manches inconsequent

ausgeführt, manches Unnöthige vorgenommen wird, aber das gibt niemanden das Recht zu sagen, daß der Aberwitz hier herrsche. Oder ist der Mangel an Geld, an tüchtigen Offizieren und an Waffen etwa auch Aberwitz?« (Bravo und Lachen.)

Präsident: Bürger Edmund hat das Wort.

[152] *Edmund*: Ich will nicht das Recht der Revolution bestreiten, und erkenne an, daß in der Revolution der Weg des Gesetzes nicht immer streng eingehalten werden kann. Aber man mache die Abweichung von demselben nicht zur Regel, man thue es nur da, wo es unumgänglich ist, und man suche wo möglich auch die Form des Gesetzes zu wahren. Denn mit der offenbaren Verletzung der Gesetze schwindet das Vertrauen des Volkes, und ohne Volksvertrauen siegt keine Revolution. Wenn ich mich oben für möglichste Wahrung der Form aussprach, so sey damit nicht verstanden, als wolle ich dadurch dem auf Lüge gebauten Wesen des Scheinkonstitutionalismus das Wort reden. Ich wollte nur damit sagen, in bewegten revolutionären Zeiten wird häufig aus Verachtung gegen unnöthigen Quark mehr die Form des Gesetzes verletzt, als das Gesetz, das wahre Gesetz selber, und diese Nichtberücksichtigung von Formen, welche an sich unnöthig sind, dem Volke aber in die Augen fallen, haben schon oft einer guten Sache den Todesstoß gegeben. Nun nimmt es aber unsere provisorische Regierung nicht allein mit der äußern Form selbst, sondern auch mit dem Wesen der Form, mit allgemein festgestellten Prinzipien etwas gar zu leicht. Der Redner vor mir hat schon ganz richtig den Unterschied zwischen Verordnung und Gesetz angedeutet. Die provisorische Regierung hat das Recht, Verordnungen (oder [153] Dekrete, wie es im Amtsblatte heißt) zu erlassen, nicht aber Gesetze. Nun frage ich aber, gehört die neue Gemeindeordnung unter die Verordnungen oder unter die Gesetze? Offenbar war die Einführung derselben durchaus nicht durch die Zeitumstände geboten; was als das Werk einer ruhigen Ueberlegung erst aus einem berathenden gesetzgebenden Körper hätte hervorgehen sollen, ward hier, ohne daß man sich nur die

Mühe gab, einen Grund anzugeben, gleichsam zur Befriedigung einer muthwilligen Laune in die Welt geschleudert, und das Volk, welches in solchen Dingen stets fein fühlt, hat dies nur zu gut begriffen und sein Vertrauen wurde durch diesen Mißgriff der provisorischen Regierung mehr geschwächt, als durch die Verordnung der einmal nothwendig gewordenen Zwangsanleihe. Die Zwangsanleihe ward nur mit Unwillen, die Gemeindeordnung aber, was viel schlimmer ist, mit Spott aufgenommen.«

»Schluß, Schluß!« riefen mehrere Stimmen. Dagegen erhob sich Eberhard und erbat sich einige Worte. Da Niemand opponirte, so ertheilte ihm der Präsident das Wort.

»Mitbürger,« hob Eberhard an, »ich würde Ihre Geduld nicht nochmals in Anspruch genommen, sondern auf das Wort verzichtet haben, wenn ich nicht die Veranlassung zu gegenwärtiger Debatte gegeben hätte, und darüber eine kurze Erklärung schuldig zu seyn glaubte.

[154] Ich sagte, die Preußen hielten uns alle für Mordbrenner. Unter den Preußen verstehe ich das preußische Militär. Erst gestern von einer Reise aus der Rheinprovinz zurückgekehrt, habe ich mich davon überzeugt, wie den Soldaten, vermuthlich von ihren Vorgesetzten, die schrecklichsten Dinge über den Zustand unseres Landes eingetrichtert werden. Wenn man diese Leute hört, so ist es nicht mehr die rothe Republik, der Socialismus, selbst nicht mehr der alles gleich machende Communismus, was in der Pfalz sein Wesen treibt, sondern es haußt da das gemeinste blutdürstigste Raubgesindel, welches sengt und brennt, Städte, Dörfer und Fluren verwüstet, raubt und stiehlt, das Christenthum abschafft und die Priester unter dem Messer der den ganzen Tag arbeitenden Guillotine bluten läßt. Nun wollte ich ihnen erklären, daß dem allem nicht so sey, und bei uns ebenso gut Gesetz und Ordnung herrsche, wie bei ihnen; allein ich predigte tauben Ohren, und es fehlte nicht viel, so hätte man mich wegen versuchter Verführung des Militärs verhaftet. Das ist nämlich Gesetz dorten. Am wenigsten glauben sie, daß der Aufstand in der Pfalz nur der

Reichsverfassung gelte; denn diese, so sagen die Meisten, wollen wir ja selbst. Was werden nun diese Leute für Gesichter machen, wenn sie in die Pfalz geführt werden und keine zerstörten Dörfer und Städte, keine verwüsteten Fluren und kein [155] Raubgesindel, sondern nur eine für ihre Sache begeisterte Volkswehr finden? Dieser Eindruck kann möglicher Weise einen günstigen Umschlag bewirken, es kommt nur auf eine Krise an. Zu dieser Krise wird auch die nach Stuttgart übergesiedelte, von allen Schlacken gereinigte Nationalversammlung ihr Gewicht in die Wagschale werfen, das edle Volk der Schwaben und Franken wird, kann uns nicht im Stiche lassen, und *dann*, aber nur *dann* werden wir siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, und die deutsche Einheit wird kein leeres Phantom mehr seyn.« (Bravo!)

Die Versammlung erklärte sich für den Schluß der Debatte. Der Präsident bringt den Antrag Rudolfs zur Abstimmung. Derselbe wird einstimmig angenommen, und Bürger Klaus erhält das Wort.

»Meine Herren!« begann dieser. »Bürger, Bürger!« riefen Mehrere, »es gibt keine Herren mehr!«

»Meine Herren,« wiederholte Klaus mit Betonung. (Ungeheurer Tumult, der Präsident stellt nur mit Mühe die Ordnung her.)

»Ich hoffe,« fuhr Klaus fort, »Sie erlassen mir eine andere Anrede, als die von mir gebrauchte. In einer gebildeten Gesellschaft, wozu ich die gegenwärtige rechne, sollte Ausdrücken und Anreden, die des Pöbels auf der Straße würdig sind, nicht der Stempel der Legitimität aufgedrückt werden. (Lärm.) Ich soll mich [156] rechtfertigen über den gebrauchten Ausdruck: *Mordbrenner*. Mich werde ich nicht rechtfertigen, wohl aber den *gebrauchten Ausdruck!* (Sensation.) Ist der Zustand unseres Landes etwa ein anderer, als ihn die preußischen Soldaten dem Herrn Eberhard (Unterbrechung: Bürger Eberhard!) geschildert haben? Wird erstlich nicht geraubt? Ist die Erpressung der Zwangsanleihe, die nie zurückbezahlt werden wird, kein Raub, sind die Pferde, welche man bei den Bauern requirirt, nicht geraubt? Ist es kein Raub und kein Mord, die ganze männliche Jugend des Landes dem

väterlichen Heerde zu entreißen und auf die Schlachtbank zu führen als unschuldige Schlachtopfer verrückter und verbrecherischer Zeitideen? Hat Robespierre-Schmitt, der in Frankfurt den Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe gestellt, in der letzten Stadtrathsitzung dem Gesammtstadtrath nicht mit der Guillotine gedroht? Hat man einen armen Fuhrknecht bei dem Kanonentransport nicht erschossen, weil seine Pferde müde waren? Vertreibt man nicht die Priester von ihren Altären, steckt man sie nicht gleich gemeinen Verbrechern in die Zuchthäuser? Hat man den sogenannten renitenten Gemeinden nicht wirklich mit Feuer und Schwert gedroht? Wenn das keine Mordbrennerei ist, so gibt es keine!« Ein schallendes Gelächter folgte diesen Worten. Der reaktionäre Klaus hatte ganz richtig geurtheilt, daß [157] er sich durch kollosale Uebertreibung besser, als durch Zurücknahme entschuldigen würde.

Der Präsident erklärte nun, daß ein Antrag auf Tagesordnung, das heißt auf Uebergang zur freien Unterhaltung eingebracht worden sey. Nach einer kurzen Debatte wird derselbe mit der Modifikation angenommen, daß, wenn die Unterhaltung nochmals einen stürmischen Charakter annehmen würde, dem Präsidenten das Recht zustehen sollte, die parlamentarische Redeweise wieder einzuführen.

Der Präsident sprach nun noch folgende Worte:

»Bürger! Da Ihr Ausspruch mich nun von meinem Amte suspendirt, und Sie mir hoffentlich keine Gelegenheit geben werden, den Präsidentenstuhl heute noch einmal usurpiren zu müssen, so kann ich nicht umhin, Ihnen meinen Dank auszusprechen für die würdige Haltung, welche Sie während der Dislussion bewahrt haben, und welche mir das Amt so sehr erleichtert hat. Sie haben bewiesen, daß man auch bei noch so schroff gegenüberstehenden politischen Ansichten immerhin gute Freunde bleiben kann. Ich bringe daher, mögen die Ereignisse sich gestalten, wie sie wollen, mögen sie auf politischem Felde die ganze Welt in zwei feindliche Heerlager theilen, unserer

andauernden Freundschaft ein Hoch!«

Und zu einem donnernden Hoch erklangen lustig die Gläser.

[158] »Das war ein schönes Wort von unserm suspendirten Präsidenten,« sagte jetzt Eberhard. »Wenn alle Deutsche so dächten, wie wir, wenn sie mit ihren verschiedenen politischen Meinungen nicht ihre gesellschaftlichen Verhältnisse auseinanderzerrten, sondern sich als Brüder, als Söhne einer Nation betrachten würden, so müßte Deutschland bald *ein* Reich und die beste Republik in der ganzen Welt seyn. Wir aber in unserm trauten Kreise, die wir Freunde bleiben, obgleich wir uns dem äußern Wesen nach in Demokraten und Monarchischgesinnte scheiden, beweisen hierdurch, daß wir im Grunde unseres Herzens sammt und sonders wahre Republikaner sind.«

»Ja! wahre Republikaner!« erwiederte ihm Ernst; »Du gibst also auch zu, daß es falsche Republikaner gibt, und das sind nämlich die Schreier. Du gibst ferner zu, daß eine Republik nur da möglich ist, oder vielmehr nur da gedeihen kann, wo das Volk aus Republikanern besteht, wo republikanische Grundsätze, republikanische Tugenden vorhanden sind. — In Deutschland ist dies aber einmal nicht der Fall, und darum bleibt mir mit euren Träumen von deutscher Republik weg!«

»Gesetzt den Fall,« hob Eberhard wieder an, »ich hätte das Zimmerhandwerk erlernt, und das Geschäft ginge nicht mehr, und ich stelle mich morgen bei einem [159] Schreiner an die Hobelbank, so werde ich ihm viel Holz verhobeln und versägen, bis ich einen Tisch oder Stuhl dahin bringe. Gibt mir aber der Schreiner kein Holz zum Verhobeln und versägen, so erlerne ich die Schreinerei in meinem Leben nicht. So muß auch ein Volk, wenn es die Republik will, bei den vorhandenen wahren Republikanern in die Lehre gehen, und diese dürfen es nicht machen, wie jener filzige Schreiner, der sich kein Holz versägen lassen will, sie müssen bereit seyn Opfer zu bringen, sie müssen Märtyrer werden können.«

»Und wo steht es,« fiel Klaus ein, »diesen Republikanern, oder

vielmehr den hie und da wirklich vorhandenen, für eine unfruchtbare Idee schwärmenden Fanatikern an der Stirne geschrieben, daß sie die *wahren* sind, und das Volk sie unterscheiden kann von dem giftigen Schwarme jener Abentheurer, die, im besten Falle aus Ehrgeiz oder Eitelkeit, in der Regel aber aus Eigennutz, Habsucht, Arbeitsscheu, Rachsucht und andern niedrigen Leidenschaften sich Volksführer nennen, und leider nur Volksverführer sind?«

»Was nicht in der Wolle gefärbt ist,« antwortete Eberhard, »wird bald fleckig und verliert seinen Glanz. Diese falschen Volksführer täuschen das Volk nie auf die Dauer. Das Aechte aber, welches, weil es nicht so glänzt, anfangs unbeachtet bleibt, erprobt sich stets mit der Zeit. Und darum haben die falschen Volksführer, [160] so verächtlich sie an sich sind, doch auch ihr Gutes. Das Volk traut nicht blind mehr jedem, der ein paar schöne Phrasen herunterdonnert, es lernt unterscheiden und bildet sich sein eigenes selbstständiges Urtheil. Das aber ist es eben, was wir wollen: *ein denkendes Volk*.«

»Das Volk muß also,« sagte Edmund, »eine Schule durchlaufen, es muß zur Freiheit herangebildet werden, ehe es die Freiheit genießen kann. Darum tritt auch eine über Tag und Nacht oktroyirte Freiheit, und jede dem Volke bisher fremd gebliebene oktroyirte Verfassung niemals mit der Publikation zugleich praktisch ins Leben. Es ist nur ein Saatkorn, welches, wenn es sich mit Boden und Klima verträgt, aufgehen und zur Wahrheit heranwachsen wird; im andern Fall zeigt sich höchstens eine Krüppelpflanze, welche entweder ausgerissen wird oder verkommt. Es ist überhaupt eine Krankheit unserer Zeit, daß wir alles im Treibhaus groß ziehen wollen, und, indem wir uns von der Natur immermehr entfernen, meinen erndten zu müssen, wann wir säen. Es ist ferner ein Fehler, daß wir stets die Formen ändern und nie die Sache. Das beste Verfassungswerk taugt nichts, wenn es nur, ein beschriebenes Blatt Papier, in seinen Formen behandelt wird, ohne in Fleisch und Blut des Volkslebens als dessen Seele

überzugehen.«

»Ganz richtig,« fiel Klaus ein, »Frankreich spricht [161] dafür. Von den vielen künstlichen Constitutionen, welche sich dies Land seit sechzig Jahren gegeben, ist keine eine Wahrheit geworden, die gegenwärtige wird sich am wenigsten bewähren. Und das ist auch ganz natürlich: Was so gewaltsam und mit solcher Hast und Eile zusammengeflickt wird, trägt schon in der Geburt den Keim der Schwindsucht in sich.«

»Nun, wenn das Uebereilen nichts taugt,« meinte Eberhard, »so wird unsere deutsche Reichsverfassung gewiß nicht an der Schwindsucht zu Grunde gehen. Denn die Herren in Frankfurt nahmen sich gehörig Zeit dazu.«

»Und haben doch nur,« setzte Klaus hinzu, »ein theoretisches Flickwerk zusammengebracht, ohne allen Halt, ein mixtum compositum, dem alle Wahrheit fehlt, eine Spottgeburt pedantischer Professorenweisheit und knabenhafter Freiheitsschwärmerei. Nur eine naturgemäße periodische Verfassungsentwickelung, wie sie sich in England nach und nach ausgebildet, und als Ableger in Amerika, das sich noch im Urzustande befand, vervollkommnet hat, erhält Leben.«

»Aber in Belgien,« entgegnete Eberhard, »da hat man doch auch 1831 in aller Eile eine Konstitution zusammengeflickt; auch dort befanden sich nach dem gewaltsamen Losreißen von Holland unter den Gesetzgebern die verschiedenartigsten Elemente vertreten, in demselben [162] Verhältnisse, wie in Frankfurt. Ist diese Konstitution, sobald das Land gegen den äußern Feind zur Ruhe gekommen, nicht ebenso gut, vielleicht noch mehr zu einer Wahrheit geworden, als in England, wo die veralteten Formen, an denen man klebt, in stetem Widerspruche mit der Neuzeit sind, wo die Verfassung nur als eine Wahrheit, die sich überlebt hat, auf Krücken einherhinkt?«

»In Belgien,« gab Klaus zur Antwort, »war es leicht, eine neue Verfassung zu schaffen und zur Wahrheit zu bringen, weil man auf den festen Fundamenten der früheren Verfassungen dieses Landes

fortbauen konnte und eigentlich nur neue Façaden herstellte. Seit der Abschüttelung des spanischen Jochs lebt dort im Volke der wahre Republikanismus fort, er hat sich durch die letzten Schläge geläutert, und in seinem praktischen Verstande hat das Volk erkannt, daß die konstitutionelle Monarchie der republikanischen Regierungsform vorzuziehen sey, und sich darum selber aus freiem Willen einen König gegeben.«

»Unser Freund Klaus,« fiel Eberhard ein, »ist mir heute ein Räthsel, obgleich es nichts Neues ist, daß Männer in der Geschichte Wühler und in der Gegenwart Heuler sind, das heißt den Republikanismus der Geschichte anerkennen und den der Gegenwart verdammen. Aber ich begreife doch nicht, wie ein Volk aus [163] Republikanismus sich des Republikanismus begeben und aus *freiem* Willen einen König geben kann. Nein, das haben die Belgier nicht aus freiem Willen gethan, und es war auch nicht der *praktische Verstand* des Volkes, sondern die *Klugheit* allein, welche sie hierzu bestimmte. Die Annahme einer republikanischen Regierungsform hätte die damals noch keineswegs gesicherte Unabhängigkeit des Landes im höchsten Grade gefährden müssen, die *eine* Schweiz ist ja den Herren schon zu viel in Europa. — Unser Freund Klaus hat ferner gesagt, die belgische Verfassung habe leicht gehabt zur Wahrheit zu werden, da man nur auf dem Vorhandenen fortgebaut und die alten Erfahrungen benützt habe. Nun frage ich, um auf die deutsche Reichsverfassung zurückzukommen, welche unser Freund eine Spottgeburt von pedantischer Professorenweisheit und knabenhafter Freiheitsschwärmerei genannt hat, ob das, was in Frankfurt gesprochen und nach langem Hin- und Hererwägen beschlossen wurde, lauter neue, nie dagewesene Ideen sind, einzig und allein den Köpfen jener dort tagenden Männer entsprungen? Die Grundrechte sind nur die geschriebene Verwirklichung der in Deutschland seit 30 Jahren allenthalben und fortwährend laut gewordenen Volkswünsche, und die Reichsverfassung, welche Deutschland zu einem großen, nach innen starken, nach außen

mächtigen Bundesstaate erheben soll, hat, um zu einer [164] Wahrheit zu werden, kein anderes Hinderniß mehr zu überwinden, als den Protest der größeren deutschen Fürsten. So viel an einzelnen Artikeln der Reichsverfassung und in ihrem Verhältniß zu einander auch noch abzuändern seyn mag, so scheint sie mir bei den heterogenen Verhältnissen Deutschlands doch nur die einzige Brücke zu seyn, die uns aus diesem Chaos hinüberführen kann zur Einheit, Größe und Freiheit. Wird diese Brücke uns abgebrochen, dann Adieu Deutschland! Die Diplomaten werden dich niemals groß machen!«

»Aha,« rief höhnend Klaus, »ihr ehrlichen Demokraten, die ihr den Constitutionellen immer Lüge und Scheinliberalismus vorwerft, ertappt man euch einmal auf eurer Ehrlichkeit? Ihr gesteht also selbst, die Reichsverfassung solle euch nur eine Brücke seyn — zur Einheit, Größe, Freiheit? — Wozu diese abstrakten Begriffe? Sagt's doch ohne Umstände gerade heraus: Die Reichsverfassung ist nur die Brücke zur Republik, zum Socialismus, zum Communismus. Die kleindeutsche Partei der Nationalversammlung, die freilich nur aus Angst Reißaus genommen, halte ich auch für verkappte Republikaner, denn sie mußten doch wissen, daß eine Monarchie mit allgemeinem Wahlrecht und blosem Suspensiv-Veto für die Dauer unmöglich ist.«

»Wenn diese letzte Behauptung unseres Freundes Klaus wahr ist,« ergriff nun Ferdinand das Wort, »so [165] beweist er damit auf's unumstöslichste, daß die Republil die naturgemäßeste Staatsform sey.«

»Ja, ja,« antwortete Klaus, »in so fern die allgemeine Volksstimme, die große Masse vernünftig wäre. Das ist sie aber nicht.«

»Wer ist denn aber die große Masse,« fragte Ferdinand, »oder vielmehr, wer steht erhaben über dieser Masse, wer ist vernünftig? Ist es der Adel? Betrachten wir einmal den in Deutschland! Da gibt es wirklich einzelne hervorragende Köpfe, aber als Klasse bietet er

eine traurige Erscheinung dar. Die meisten Adeligen haben wohl *lesen* gelernt, Viele können sogar *schreiben*; aber wieder zu lesen, was sie geschrieben haben, kann man keinem vernünftigen Menschen zumuthen. Der große Troß, welcher nicht schreibt, zeichnet sich in andern Künsten aus; er kann, wenn er es bis zum Offizier gebracht hat, eine Eskadron oder ein Regiment kommandiren, er kann reiten, jagen, ja oft sogar tanzen und den Damen süße Artigkeiten sagen. Vom eigentlichen Arbeiten, das nur der Kanaille zukömmt, ist er privilegirt. Der Adel für sich ist also gewiß nicht der vernünftige Theil des Volkes. — Ists zweitens der Reichthum? Da betrachtet nur einmal, wir wollen gar nicht weit gehen, unsere Reichen in der Pfalz! Ihr habt sie ja am 16. Mai alle hier in der Fruchthalle gesehen. Und nun frage ich Euch, sind das die Menschen, denen [166] man einzig und allein das Wohl und Wehe eines Landes anvertrauen kann? Und wie sie in der Pfalz sind, so ist's überall. — Weiter! Ist's drittens die Intelligenz? Richtig, die Intelligenz ist's. Aber was ist Intelligenz? Wer ist intelligent? Die Geistlichkeit sagt: Wir sind's, denn aus uns spricht Gott. — Die Professoren sagen: Wir sind's; denn aus uns spricht die Weisheit.« — Die Bureaukraten sagen: Wir sinds; denn wir allein sind mit der Mechanik der ganzen Staatsmaschine vertraut. Jeder Andere, der die Hand daran legen will, ist ein Pfuscher; er kann durch einen einzigen falschen Griff — und kühn sind diese Pfuscher in ihren Griffen — die ganze Maschine ins Stocken bringen und verderben. — Nun kommt aber außer der Intelligenz noch die *Arbeit* und sagt: Ihr anderen seyd alle nichts; ich allein trage und erhalte die Gesellschaft, ohne mich ist kein Leben; von mir allein ist also die Gesellschaft abhängig; ich allein bin zur Herrschaft über sie berufen, und Ihr Alle — Ihr, die ihr wähnt, ein edleres Blut rolle in euern Adern — dann Ihr, die Ihr in dummem Hochmuth auf eure Geldsäcke klopft, auf welchen Ihr verhungern müßtet, wenn ich nicht so gütig wäre, euch für eure ungenießbaren Thaler zu füttern; — ferner Ihr, denen ich für eure Himmelsspeise die euch so nöthige irdische Nahrung verabreiche,

Ihr endlich, die Ihr in eurer Schreibstubenanmaßung glaubt, die menschliche [167] Gesellschaft sey euretwegen da, während Ihr doch nur in ihrem Dienste steht — kurz, wie Ihr heißen möget, Ihr seyd mir alle unterthan, und ich könnte, wenn ich ein absoluter Herrscher seyn wollte, Euch alle eure bürgerlichen Freiheiten und Rechte nehmen, und Sklaven aus euch machen, welche sich willenlos vor mir krümmen und winden müßten. Allein, ich bin nicht, wie Ihr; ich will Gnade üben und euch für eure Personen dieselben Rechte einräumen, welche ich selbst anspreche. Deshalb bewillige ich euch das *allgemeine Stimmrecht.* Denn nur das allgemeine Stimmrecht macht euch zu Menschen. — Also spricht die Arbeit, und ich glaube, sie hat Recht. Denn wenn ich auch zugebe, daß gegenwärtig noch ein großer Theil der arbeitenden Klassen nicht weiter sieht, als über seine vier Pfähle hinaus, von der Gesellschaft keinen Begriff und für seine Mitmenschen kein Gefühl hat, also der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten unwerth ist, so müssen wir zuerst untersuchen, worin dieser traurige Zustand seinen Grund hat, ob in den unabänderlichen Naturgesetzen, in dem Stande, in der Art der Beschäftigung selbst — oder vielmehr in der Unnatur, in unsern widernatürlichen Verhältnissen, wohin uns in unnatürlicher Verbindung die rohe Barbarei des Mittelalters, die Priesterherrschaft und die schreckenerregende Zunahme der Macht des Kapitals trotz der Riesenfortschritte des [168] menschlichen Geistes geführt haben. Unaufhaltsam ist aber dieser Riesenfortschritt des menschlichen Geistes, und ihm muß es gelingen, uns aus der Unnatur auf den Weg der Natur zurückzubringen. Einen schönen heiteren Leitstern zu diesem Wege bieten die dem deutschen Volke verheißenen Grundrechte. Sie reißen die Giftgeschwüre, welche an unserm gesellschaftlichen Körper zehren, so ziemlich mit der Wurzel heraus, und wenn es dann auch noch Wunden zu heilen gibt, so haben wir doch noch Hoffnung des Genesens.«

»Und welches sind die Giftgeschwüre, und welches sind die

berühmten Heilmittel, welche in diesen sogenannten Grundrechten enthalten sind?« fragte Klaus.

»Das ist eine sehr kurze Frage, welche eine sehr lange Antwort erfordert,« erwiederte Ferdinand. »Heute wenigstens, in dieser Gesellschaft würde es unmöglich seyn, das reiche Thema, welches die Beantwortung dieser Frage bietet, zu erschöpfen. Indessen will ich doch auf einige Hauptpunkte hinweisen. Es sind auch nur einzelne Hauptgeschwüre, aus denen die andern Krebsschäden entstanden sind.«

»Die wichtigste Garantie,« fuhr Ferdinand fort, »für eine zukünftige Volksfreiheit bieten die Grundrechte durch die Befreiung des Unterrichts von dem geistlichen Drucke. Die Schule muß eine Einrichtung der gesammten Staatsgesellschaft und nicht einer einzelnen [169] Kirchengesellschaft seyn, wenn man dem Staate Bürger und nicht blos Bekenner irgend einer Religionsgesellschaft erziehen will. Und zu einem wahren Bürger, zu einem durch Sittlichkeit starken, durch Fleiß, Rechtschaffenheit und Hingebung der Menschheit würdigen Menschen macht uns nicht das Bekennen oder der Glaube an ein gewisses Dogma, sondern die freie Anschauung des Lebens, welche wir durch wahre naturgemäße Volksbildung gewinnen, und das Bewußtseyn unserer Menschenwürde als Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, *für* die, da der Einzelne, auf sich beschränkt, ein hülfloses, trauriges Geschöpf ist, zu leben, und *durch* die zu leben in der Natur schon begründet ist. Wir haben einen Namen dafür, wir nennen es: Bruderliebe. Nur durch Erweckung des Sittlichkeitsgefühls lernen wir uns selber achten, die Selbstachtung aber, fern davon, den angebornen Egoismus in sinnlicher Beziehung zu nähren, veredelt denselben vielmehr, und ordnet ihn dadurch, daß wir in uns selbst den Menschen im Allgemeinen achten, dem allgemeinen Wohle, der Bruderliebe, unter. Auf diese Weise erzieht der freie Unterricht *Menschen*, oder was ich für gleichbedeutend halte: *Republikaner*. Wer freilich nur diejenigen für Republikaner hält, die sich auf der Tribüne in hohlen Phrasen und Donnerworten gegen Fürsten,

Priester und Reaktionäre mit diesem Titel brüsten, die Republik nur in einem rothen [170] Bandstreifen an der Mütze oder im Knopfloche nachtragen und im Wirthshause auf ihr Wohl anstoßen, — dem verarge ich es nicht, wenn er vor der Republik Abneigung, wo nicht gar Ekel empfindet. — Ich gehe, um nicht zu ermüden, weiter. Der Schuluntericht allein genügt aber nicht, die Volksbildung zu vollenden. Der Volksunterricht geht durch das ganze Leben. Sowie unsere physischen Bedürfnisse einen gegenseitigen materiellen Verkehr unter den Menschen nothwendig gemacht, und dadurch die Gesellschaft gebildet haben, so muß auch stets ein geistiger Verkehr unterhalten und fortgebildet werden, wenn die Gesellschaft fortbestehen und nicht durch Thorheit und Leidenschaft auf Irrwege geführt werden soll. In einer solchen Irre befinden wir uns; nur der Geist kann uns erretten. Das kranke Europa würde schon lange dem traurigen Schicksal Asiens, der Barbarei und dem Despotismus verfallen seyn, wenn die Sonne der Aufklärung nicht zu helle schiene. Aber der Dämon der Nacht ruht nicht, und wenn der Sturm losbricht, der sich schon ankündet, und, düstere Wolken über unsern Häuptern hinjagend, die Sonne verdecken wird, da muß der Geist sich anstemmen gegen die Gefahr und alle seine Kraft anwenden. Die Kraft aber findet er in der Vereinigung, in der Gemeinschaft, in dem Verkehr.«

»Zur Hebung des geistigen Verkehrs gewähren uns nun die Grundrechte zwei unschätzbare, dem deutschen [171] Volke bisher auf so schmähliche Weise entzogene Güter: *die freie Presse und das Vereinsrecht*. Vor einem Jahre zwar hat sie uns schon der Märzsturm gebracht; aber Stürme wehen und vergehen, Stürme kehren zurück; was der eine uns gebracht, kann ein zweiter uns wieder entführen. Deßhalb müssen die Grundrechte sie uns sichern. Und dies thut wahrlich noth; es bedarf eines starken Ankers und starker Taue, um sie festzuhalten. Denn schon ergeht man sich von jener Seite in den ärgsten Schmähungen über diese beiden Güter, und sucht sie dem Volke, das Ruhe und Ordnung will, zu verdächtigen, und jede einzelne Ausgeburt dient ihnen als

Aushängeschild.«

»Freilich, wenn man mir die Frage vorlegt, ob die freie Presse und die Vereine bisher in Deutschland ihre Schuldigkeit gethan haben, so kann ich nicht mit Ja antworten. Wenn wir aber die Umstände berücksichtigen, unter welchen diese beiden Kinder einer vorschreitenden Zeit nach langer dunkler Gefangenschaft plötzlich das Licht der Welt erblickten, und welche Nahrung ihnen seitdem gereicht wurde, dann muß man ihnen den Sinnenrausch verzeihen, welchem sie sich noch nicht haben entwinden können. Wenn der Strom, der beständig frischen Zufluß hat, und den der Unverstand unter fortwährenden Anstrengungen abdämmen will, den Damm durchbrochen hat, so muß er Ueberschwemmungen und Verheerungen [172] anrichten, er wird sich aber auch wieder sein natürliches Bett suchen und auf den überschwemmten Fluren Fruchtbarkeit zurücklassen. Auch die Presse und die Vereine werden die Stellung erkennen, welche sie einnehmen sollen, um auf das allgemeine Wohl wirken zu können. Statt die Leidenschaften aufzuregen, sollen sie den Volksgeist anregen, statt zu verwerfen, sollen sie belehren, statt den Gegner mit Gemeinheiten zu besudeln, sollen sie ihm mit offenem Visir entgegentreten und ihn mit ehrlichen Waffen bekämpfen. Und das wird, das muß geschehen!«

»Die freie nationale Volksschule, die freie Presse und das Vereinsrecht sind die mächtigsten Hebel der Volksbildung. Sobald diese einmal Gemeingut geworden, wird sie jeder rohen Gewalt muthig entgegentreten können. Möge auch jetzt der Dämon der Finsterniß alles, was zur Freiheit erblühen will, nochmals mit Füßen treten, mögen diese Fußtritte sich auch noch eine Zeitlang mit jedem Völkerfrühlingsmorgen erneuern, den ausgestreuten Saamen vermag er nicht zu ertödten, stets üppiger wuchert die Pflanze unter seinen Füßen empor, und wächst, durch die Schläge nur gekräftigt, zum wahren lebenden Freiheitsbaum auf, den keine Axt mehr zu fällen vermag.«

Diesen in warmer Rede vorgetragenen Worten Ferdinands

folgte als Zeichen des Einverständnisses ein fast einstimmiger Applaus. Nur Ernst und Klaus belächelten [173] diese Beifallsbezeugung, dann schienen sie zu berathschlagen, welcher von ihnen beiden zuerst zur Bekämpfung Ferdinands ins Feld rücken sollte, aber ehe sie sich entschieden hatten, ertönte aus der Stadt, durch die Stille der Nacht herübergetragen — manchem Leser, den eine Unterhaltung gelangweilt haben mag, welche mit unserer Geschichte an sich nichts zu thun hat, und nur die damalige Volksstimmung in ihren verschiedenen Schattirungen zeichnen sollte, vielleicht willkommener, als der Gesellschaft im Gartenhaus — *Generalmarsch*. Fast alle Anwesenden befanden sich bei der Bürgerwehr, mehrere auch beim ersten Aufgebote, man schenkte daher schnell noch einmal die Gläser voll, trank aus und eilte zu den Waffen. Nur Ernst und Klaus begaben sich zur Ruhe. Die Ursache dieses nächtlichen Lärmens war ein durch einen Fuhrmann verbreitetes Gerücht, welches durch ein mißverstandenes Bahnwärtersignal an Wahrscheinlichkeit noch gewann: Die preußischen Truppen hätten bei Homburg die Grenze überschritten. Der Bahnhof wurde nun besetzt, eine Lokomotive in der Richtung nach Homburg zu in Bewegung gesetzt, um zu kundschaften. Ein großer Theil der Einwohnerschaft durchwachte die Nacht in Angst und Schrecken. Die Lokomotive kehrte erst gegen Morgen mit der Nachricht zurück, daß das Gerücht ein falsches gewesen sey. In Kaiserslautern erzählen sich aber die Leute noch heut [174] zu Tage von der schrecklich durchlebten *»schwarzen Nacht.«*

Am andern Morgen in aller Frühe wurde Edmund, der wenig geschlafen hatte, zu Therese gerufen. Als er eintrat, stürzte ihm diese weinend entgegen. Onkel Werner maß mit unruhigem Schritt und gedankenvollem Blicke das Zimmer.

»Oh, mein Edmund, welch' ein Unglück!« rief Therese.

»Du erschreckst mich, Therese; was ist geschehen?«

Vor Schluchzen kam Therese kaum zu Wort.

»Mir träumte,« sagte sie dann — »doch nein, ich sah — o, wäre es nur ein Traum gewesen — ich sah im Schlafe oder vielmehr in jenem unbestimmten Zustande zwischen Wachen und Schlafen Flora vor meinem Bette stehen, mir ein Lebewohl zuwinken, und, ein Bündel unter dem Arme, in der Thüre verschwinden. Der Schlaf siegte über mich, und als ich am Morgen erwachte, glaubte ich geträumt zu haben, und es beunruhigte mich auch nicht, daß ich Flora's Bett leer fand; ich dachte, sie habe einen Morgenspaziergang in den Garten gemacht. Da fällt mir dies unglückselige Blatt Papier in die Hand, von Flora's Hand geschrieben.«

Edmund nahm das dargereichte Papier und las:

»Verzeihung, liebe Schwester und lieber Onkel! [175] Beunruhiget euch nicht um mich. Ich scheide, um hoffentlich *glücklich* wieder zu kehren. Flora.«

»Was soll das bedeuten?« rief Edmund; »und sie ist fort, ohne weitere Spuren zurückgelassen zu haben?« »Das ist eben das Beängstigende,« schluchzte Therese, »daß wir gar nichts wissen. Was ist nun zu machen?«

Man berathschlagte hin und her. Plötzlich schien Edmund ein Gedanke zu kommen, er ergriff den Hut, und eilte fort mit den Worten: »In einer halben Stunde bin ich wieder hier.«

Theresen ward diese halbe Stunde sehr lang. Noch vor Verlauf derselben war Edmund wieder da.

»Nun haben wir,« sagte er lebhaft, »einmal die Spur, und ich glaube mich in meinen weiteren Vermuthungen nicht zu täuschen. Ich war auf dem Bahnhofe, sie ist richtig mit dem Frühzuge nach Neidenfels[5] abgereißt. Nun denke ich mir den Sachverhalt so. Sie hat mehrere Male an Robert geschrieben, ohne von diesem Antwort zu erhalten. Dies hat das excentrische Mädchen außer sich gebracht, sie faßte den Entschluß, ihn zu sehen, hütete sich aber, es euch mitzutheilen aus Besorgniß, sie möchte nicht eure

Zustimmung erhalten. Wir wollen uns daher nicht gleich das Schlimmste denken, [176] sondern hoffen, daß sie *glücklich*, das heißt: mit Robert versöhnt, wieder zurückkehrt.«

Der alte Werner fand sich hierüber ziemlich beruhigt. Therese konnte sich aber ihrer trüben Ahnungen nicht entschlagen. Es ward beschlossen, daß Edmund mit dem nächsten Bahnzuge nachreisen und die Spur der Flüchtigen verfolgen solle.

Auf dem Bahnhofe fand er eine angenehme Reisegesellschaft. Es war Benno's junge Frau, welche ihrem Manne einen Besuch in dem Feldlager abstatten wollte. Edmund sagte ihr nichts von Flora; er gab vor, seinen Freund Robert besuchen zu wollen.

—

Am folgenden Tage versuchte es Robert noch einmal, Flora abwendig zu machen, und sie zur Rückkehr zu bewegen.

»Ich habe mir es diese Nacht noch einmal überlegt,« sagte er; »es geht nicht, mein Kind. In deinen Ideen siehst Du die Schwierigkeiten nicht, welche die Wirklichkeit bringt.«

»Du liebst mich nicht, Robert,« erwiederte sie beleidigt, »wenn Du mich zurückstoßen willst; ich glaubte nach unserer gestrigen Unterredung alles abgethan. Wenn Du nicht willst, daß ich an Deiner Seite kämpfe, wenn Du Dich meiner schämst, so sage es offen.«

[177] Robert wollte versöhnend antworten, als er einen unerwarteten Bundesgenossen erhielt. Edmund trat ein.

Wer von den Dreien am meisten zusammenschrak, ist schwer zu sagen. Flora fürchtete, man wolle sie gewaltsam zurückholen, Robert besorgte bei Flora's gereizter Stimmung einen unangenehmen und öffentliches Aufsehen erregenden Auftritt, und Edmund, welcher zwar darauf vorbereitet war, Flora hier zu finden, war bestürzt, sie in Männertracht zu sehen; er hatte geglaubt, das Mädchen sey nur zu Robert geeilt, um eine Versöhnung zu erwirken, jetzt begann er die Wahrheit zu ahnen.

Flora ersparte ihm übrigens alle Fragen, sie gestand ihm alles und schloß mit der Betheuerung, daß nichts sie von ihrem Entschlusse abbringen könne, als die Gewalt. Durch Gewalt aber werde man sie tödten.

»O, sprich nicht so, liebe Flora,« sprach Edmund in begütigendem Tone; »wer spricht denn von Gewalt? Du bist ja ein verständiges Mädchen, und kannst für dich selbst denken und handeln. Aber eben, weil du verständig bist, mußt Du auch überlegen…«

»Ich *habe* überlegt und beschlossen,« entgegnete Flora mit fester Stimme, »und dabei bleibe ich stehen. Das »Ewig überlegen« ist meine Sache nicht. Ich nenne es ein verrätherisches Spiel treiben, heute zu beschließen, und morgen zu widerrufen und nicht Wort halten. Das nachträgliche Ueberlegen hat stets das Unglück über unser armes Volk gebracht.«

[178] »Ich will jetzt nicht bestreiten, Flora, was Du da sagst; aber das Alles paßt ja nicht auf Dich. Wem hast Du versprochen, wem hast Du Wort zu halten?«

»Mir selber! Und was ich mir selber gelobt, habe ich meinem Vaterlande und meiner Liebe gelobt. Ich weiß es wohl, mein schwacher Arm wird kein Gewicht in die Wagschale legen, ich könnte vielleicht nützlicher wirken, wenn ich zu Hause Charpie rupfte, und meine Liebe würde unter dieser Beschäftigung so wenig erkaltet seyn, als hier an seiner Seite, wenn die Idee, ihm zu folgen, sich nicht schon meines ganzen Seyns bemächtigt hätte. Jetzt aber ihn verlassen, ich fühle es, es wäre mein Tod, ich müßte trauernd dahinwelken. Bei ihm aber bin ich glücklich, und nichts soll mich mehr von ihm trennen, als der Tod.«

»Warum sprichst Du vom Tode?« lispelte Robert.

»Weil ich ihn in doppelter Gestalt sah, den einen, den langsamen, elenden, auf dem Siechbette, den andern, den ruhmvollen, in der Feldschlacht, den Tod fürs Vaterland!«

Es lag etwas Feierliches in dem Ausdrucke dieser Worte. Niemand wagte zu sprechen.

»O, wie schön,« fuhr sie dann in gesteigertem Tone fort, »muß ein solcher Tod seyn, zu sterben für's Vaterland, für die Freiheit der Völker! Wie sanft muß sich's ruhen unter dem Todtenhügel des Schlachtfeldes! Wie elend ist dagegen ein Leben unter der Schande der Knechtschaft!«

[179] »Wenn nun aber,« begann nach einer kurzen Pause Edmund, »die Freiheit, wie Du Dir sie erträumst, erkämpft würde ohne Deinen Arm, wärest Du weniger glücklich?«

»Ich könnte mich ihrer freuen, um der befreiten Menschheit willen. *Mich* würde aber das Gefühl niederdrücken, daß ich dieser Freiheit nicht würdig sey, weil ich eine Sache verlassen, welcher ich gelobt hatte, mich anzuschließen.«

Edmund sah ein, daß für den Augenblick nichts zu machen sey; er gedachte, im Laufe des Tages eine passende Stunde zu einer ruhigen Unterredung zu finden, und um leichter ein Gespräch über andere Dinge einleiten zu können, schlug er einen Spaziergang vor.

Man machte sich auf den Weg und suchte, um nicht gestört zu werden, den einsamsten Pfad. Dennoch sahen sie sich, als sie noch keine 300 Schritte vom Dorfe entfernt waren, von zwei Verfolgern eingeholt, von Benno und seiner Frau.

»Halt, halt!« rief Benno ihnen von weitem zu. »Schon dreimal habe ich: Halt! gerufen, und Ihr hört nicht. Ist das militärische Ordnung?« — »Guten Morgen, lieber Edmund,« fuhr er fort, als sie sich näherten, »ich habe deine Ankunft durch meine Frau erfahren. Aber die angenehme Neuigkeit, die sie mir mitbrachte, wißt ihr noch nicht. Denkt euch nur, das [180] gute Kind, statt zu Hause einsam zu vertrauern, hat sich entschlossen, nicht einen blosen Besuch bei mir zu machen, sondern bei mir zu bleiben, gehe es, wohin es wolle, sie will alle Mühseligkeiten eines bevorstehenden Feldzugs mit mir theilen.«

Mit einem Freudenschrei stürzte sich bei diesen Worten Flora in die Arme ihrer Freundin; überrascht fuhren die beiden Angekommenen zurück, erst jetzt hatten sie Roberts Braut in der Freischaarenkleidung erkannt.

»O Wonne,« rief Flora, »ist es denn wirklich wahr? Ich habe eine Gefährtin gefunden!«

Und sie ließ einen triumphirenden Blick über Edmund und Robert gleiten.

»Ich erfülle die Pflicht der Gattin,« erwiederte die junge Frau, »indem ich dem Manne folge, und ich folge ihm ja mit Freuden. Zu Hause würde ich mich um ihn ängstigen. In seiner Nähe fürchte ich mich nicht.«

»Wir werden uns gemeinschaftlich in den Waffen üben,« setzte Flora hinzu.

»In den Waffen? Was diese betrifft, so gedenke ich deren Führung meinem Manne zu überlassen. Ich hoffe, er wird mich zu schützen wissen.«

»Und Du willst nicht selber die Waffen tragen?«

»Das ist mir noch nicht eingefallen. Ich glaube auch, ohne dies mich nützlich machen zu können. Ich werde kochen, waschen, Kleider ausbessern, kurzum alle [181] jene Arbeiten verrichten, denen wir Frauen uns zu Hause unterziehen.«

»Nun ja, Du hast Recht, Röschen. Auch auf diese Weise kannst Du Dich nützlich machen. Ich aber, ich werde die Waffen tragen. Du weist ja, ich kann schon etwas damit umgehen, ich habe schon recht gut nach der Scheibe geschossen. Und das Marschiren und Exerziren werde ich lernen, wie man Tanztouren einübt.«

Sie stimmte die Melodie eines beliebten Marsches der Bürgerwehrmusik an, und marschirte wie eine Regimentstochter den Pfad hin und her.

»»Oh, ich bin ganz ausgelassen, Röschen,« rief sie dann, »aus Freude Dich hier zu haben, ich fühle mich so sicher in der Nähe einer Freundin, einer Frau!«

Die drei Männer hatten bisher schweigend zugehört. Röschens Entschluß hatte auch für Flora die Sachlage verändert, und Edmund, der bisher immer noch geglaubt hatte, sie durch vernünftige Zureden zur Rückkehr zu bewegen, gab nun alle Hoffnung auf, betrachtete seine Mission als verunglückt. Benno,

schon hocherfreut über den Einfall seiner jungen Frau, war entzückt über Flora's heroische Idee. Robert aber, nunmehr weit entfernt, sie zurückzuweisen, dachte, unter dem Schutze von Benno's Frau könne sie die Frauenkleider wieder anziehen und ihn auf diese weniger beschwerliche Weise begleiten. Das muthige Mädchen wies indessen dies Ansinnen mit Entschiedenheit zurück.

[182] Ihre Ausgelassenheit machte einige Stunden später, als Edmund sich zur Abreise anschickte, einer tiefen Traurigkeit Platz. Der Gedanke an Therese und den Onkel bewegte sie so heftig, daß Edmund dadurch versucht wurde, sie nochmals zur Rückkehr aufzufordern. Flora aber erglühte vor Zorn, daß Edmund ihre Schwäche benützen wollte; sie brachte jedoch kein Wort hervor, der Schmerz übermannte sie, mit Heftigkeit umarmte sie den Verlobten der geliebten Schwester und stürzte fort. Edmund reiste ab.

Wie schon oben gesagt, war der Hauptzweck der Cernirung Landau's, dieser Festung die Verbindung mit Germersheim, sowie die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Auch zerstörte man die Brunnenleitungen, die aus der Gegend von Nußdorf der Stadt Trinkwasser zuführten. Ferner dämmte man die durch Landau führende Queich, einen ziemlich starken Bach, unterhalb der Festungswerke ab, um im Innern eine Ueberschwemmung hervorzubringen. Dies geschah aber hierdurch ebenso wenig, als daß Hungersnoth und Mangel an Trinkwasser fühlbar geworden wären. Nur an Geld mangelte es, und nur durch Hülfe von Privaten konnte den treugebliebenen Soldaten die Löhnung ausbezahlt werden.

[183] Willich hatte gar kein Belagerungsgeschütz, und seine Streitmacht war nicht einmal an Zahl bedeutend; doch suchte er hierüber die Belagerten durch nächtliche Scheinmanövers zu täuschen, welche von diesen auch wieder durch Kanonenschüsse

beantwortet wurden. Dieser kriegerische Lärm wirkte zerstreuend auf Flora, welche jetzt unter dem Namen Florian in die Schützenkompagnie aufgenommen war. Der Reiz der Neuheit und die jovialen muntern Gesichter um sie herum ließen sie keine Ermüdung und kein Ungemach empfinden. Ihre Schönheit mußte natürlich den übrigen Wehrmännern auffallen, und so ging auch schon in den ersten Tagen ihres Eintritts das Geflüster durch die ganze Kompagnie, Florian sey eine Frau; durch den intimen Verkehr mit der Frau ihres Hauptmannes wurden die Leute noch hierin bestärkt. Keiner aber ließ es sie merken, daß ihr Geheimniß entdeckt sey, und nur unter sich sprachen sie, aber immer mit einer Art von Verehrung und heiliger Scheu, von ihrer schönen »*Freischärlerin*.«

Manchmal wohl fühlte sie sich in einer traurigen Stimmung, der Gedanke an die ihrigen entlockte ihr stets Thränen, aber dann war auch gleich die gute fröhliche Freundin da, sie wieder zu trösten, und die Wolken von ihrer Stirne zu verscheuchen. Stets heiteren Gemüths und scherzender Laune war Röschen Flora's freundlicher Engel. Ueberhaupt herrschte [184] unter den vier Leuten das traulichste Verhältniß, und täglich freute man sich, wie zu einem Feste, auf die Stunde, welche ihnen der Dienst erlaubte, vereint miteinander zuzubringen.

Die ruhigen Stunden nahmen aber überhaupt ein Ende. Je mehr der Augenblick eines auswärtigen Angriffs herannahte, desto wichtiger mußte der Besitz von Landau erscheinen, sowohl des festen Punktes an sich, als auch des Waffenvorraths wegen, welchen man hier finden würde. Nach langem Zögern schickte man endlich von badischer Seite etwas weniges Belagerungsgeschütz herüber, um damit einen ernstlichen Angriff zu machen. Allein es war zu spät. Zu gleicher Zeit traf die Nachricht von dem Einmarsch der Preußen in die Pfalz und dem Rückzuge der pfälzischen Armee ein.

Der Einmarsch der Preußen unter General von Hirschfeld war von vier verschiedenen Seiten, nämlich über Homburg,

Lauterecken, Kirchheimbolanden und Frankenthal erfolgt, und zwar in der Absicht, concentrisch gegen Kaiserslautern, den Sitz der provisorischen Regierung vorzugehen. Der linke Flügel sollte aber zuvor möglichst schnell die Festungen Landau und Germersheim sicher stellen, was, wie man vermuthete, geschehen könne, ehe es dem rechten Flügel gelungen sey, bis Kaiserslautern vorzurücken. Es war nämlich undenkbar, daß die pfälzische Volkswehr ohne allen Widerstand den [185] gebirgigen Theil des Landes räumen würde. Nun bestand aber bei Homburg der ganze Widerstand darin, daß man einige Gewehrsalven und ein paar Kanonenschüsse auf die Preußen oder vielmehr über sie hinweg abfeuerte, und sich dann eiligst in der Richtung nach Zweibrücken zurückzog. Bei Kirchheim, wo das rheinhessische Korps stand, wehrte man sich ernstlicher, mußte jedoch der Uebermacht weichen. Eine Anzahl Schützen, welche sich in dem Kirchheimer Schloßgarten verschanzt hatten, wurde, abgeschnitten von ihren Leuten, von den Preußen aufgegriffen und erschossen.6 — An der Gränze bei Lauterecken war gar keine pfälzische Volkswehr zusammengezogen und so bekam die von dieser Seite einmarschirende Kolonne, an deren Spitze sich General Hirschfeld selbst befand, gar keinen Feind zu sehen. In dem engen an verschiedenen Stellen von steilen Bergen eingeschlossenen Lauterthale hätte mit geringen Kräften ein hartnäckiger Widerstand geleistet werden können.

[186] Als am Nachmittag des 13. Juni die Nachricht von dem Einmarsche der Preußen in Kaiserslautern eintraf, forderte General Sznayde die provisorische Regierung auf, sich bereit zu halten, um erforderlichen Falls zu jeder Stunde die Stadt verlassen zu können. Am Abende kündigte er an, daß Kaiserslautern preißgegeben werden und die provisorische Regierung sich nach Frankenstein zurückziehen müsse, was auch in der Nacht geschah. Am andern Morgen folgte ihr auf der Eisenbahn der Rest der noch in Kaiserslautern gelegenen Volkswehr. Sämmtliche Locomotiven, welche sich auf der westlichen Bahnstrecke befanden, wurden

ebenfalls dahin gebracht, um den Preußen die Benützung der Eisenbahn unmöglich zu machen. Das enge Thal selbst ward verbarrikadirt, und auf der Landstraße, wie im Walde Verhaue gemacht. Nachdem die Preußen in Kaiserslautern einen Tag Rasttag gehalten, zog es Sznayde übrigens vor, das Thal zu räumen und der provisorischen Regierung nach Neustadt zu folgen. Aber auch hier war keines Bleibens, wenn man sich nicht einschließen lassen wollte. Denn während ein Theil der über Lauterecken und Kaiserslautern eingerückten Kolonne direkt nach Neustadt vordrang, ging der andere Theil über die Frankensteiner Steige nach Dürkheim, und vereinigte sich hier mit der Kirchheimer Kolonne, welche in Folge der friedlichen Besetzung Kaiserslauterns ihre Route geändert hatte. [187] Ebenso schlug nunmehr die Homburger Kolonne den Weg über das Gebirg ein, um durch das Annweiler Thal die vordere Pfalz zu erreichen. Im Angesichte dieser Gefahr, und da es nun nicht mehr rathsam erscheinen mochte, es in der Pfalz auf eine entscheidende Schlacht ankommen zu lassen, zog Sznayde schnellstens alle seine Truppen zusammen, und führte sie am Fuße des Haardtgebirges entlang bis in die Gegend von Frankweiler, um mit Umgehung der beiden Festungen die Knielinger Rheinbrücke zum Uebergange ins Badische zu gewinnen. Damit aber diese Uebergangslinie nicht vorher von der preußischen Kolonne, die man über Annweiler erwartete, eingenommen würde, ward Willich, der bereits die Cernirung Landau's aufgehoben hatte, beordert, oberhalb Rinnthal die Höhenpunkte des Annweiler Thales zu besetzen, um hier den Feind so lange aufzuhalten, bis es gelungen seyn würde, den Rückzug ins Badische zu bewerkstelligen. Allein als Willich mit seinem Korps bei Rinnthal ankam, waren ihm die Preußen schon zuvorgekommen, ihre Vorposten hatten die Höhen schon besetzt und empfingen ihn mit Gewehrfeuer. Es entspann sich ein kurzes, jedoch ziemlich blutiges Gefecht, und auf beiden Seiten kostete es Opfer. Da nun aber die Preußen den Vortheil des Terrains besaßen und jeden Augenblick Verstärkung zu erwarten hatten, so mußte

Willich seine Mannschaft [188] zurückziehen, was denn auch, durch Geschütz gedeckt, in ziemlicher Ordnung geschah.

Unsere Helden und unsere Heldin hatten die Feuerprobe bestanden. Röschen, welche in Annweiler zurückgeblieben, war erfreut, sie unversehrt zurückkehren zu sehen.

Das Treffen hatte indessen doch seinen Zweck erreicht, indem die Preußen dadurch so lang aufgehalten wurden, daß inzwischen die pfälzer Volkswehr Zeit gewann, Landau zu umgehen und über Langenkandel die Knielinger Brücke zu erreichen. Ein längeres Zögern hätte auch von der Rheinseite aus den Uebergang nach Baden nicht mehr möglich gemacht, nämlich durch die Annäherung der vierten preußischen Kolonne, welche über Frankenthal eingerückt war. Diese Abtheilung hatte das einzige Gefecht von wirklicher Bedeutung in der Pfalz zu bestehen. Erst nach einem mörderischen Kampfe gelang es ihr, Ludwigshafen einzunehmen. Die Badenser, welche es gemeinschaftlich mit Pfälzern vertheidigt hatten, zogen sich nach Mannheim zurück, verbrannten einen Theil der Schiffbrücke, und eröffneten ein furchtbares Bombardement auf Ludwigshafen. Diese ganz zwecklose Beschießung dauerte 24 Stunden lang, sämmtliche Lagerhäuser mit ihren Vorräthen wurden ein Raub der Flammen, und viele Privathäuser erhielten bedeutende Beschädigungen.

Die pfälzer Volkswehr bestand bei ihrem Uebergange [189] ins Badische, obgleich unterwegs Viele ihre Fahnen verlassen hatten, noch immer aus etwa 10,000 Mann, und war durchschnittlich gut bewaffnet. Ein Theil wurde in Karlsruhe einquartiert, die Anderen bivouakirten in der Umgegend und jagten in dem großherzoglichen Wildpark. Durch den am 20. Juni erfolgten Uebergang der Preußen über den Rhein bei Germersheim wurden sie von der unter Mieroslawski's Befehl stehenden badischen Neckararmee vorerst abgeschnitten.

In der Pfalz war nunmehr alles beendigt. Es herrschte eine wahre Todtenstille, man rieb sich die Augen, man glaubte aus einem verworrenen Traum zu erwachen, und nur die in fast jeder

Familie fehlenden Glieder erinnerten an die Wirklichkeit.

Bei allem Unglücke, welches über die Pfalz hereinbrach, war es noch ein Glück zu nennen, daß Mieroslawski, der Oberkommandant der badischen und pfälzischen Truppen, unter dem also auch Sznayde stand, erst wenige Tage vor dem Ausbruche des Kampfes in Baden angekommen, und mit den Terrainverhältnissen in der Pfalz ganz unbekannt war. Wäre er damit vertraut gewesen, so würde er, seiner späteren Aeußerung zufolge, die Pfalz nicht aufgegeben, sondern den Kampf vielmehr in dieselbe hinübergetragen haben.

Indem wir jetzt den Pfälzern ins Badische folgen, [190] müssen wir einen kurzen Rückblick auf die dortigen Zustände werfen. Obgleich hier von der großherzoglichen Regierung die Reichsverfassung anerkannt war, so traute das Volk doch nicht dem Ministerium, daß es ihm mit der Durchführung Ernst sey. Einen andern Grund der Unzufriedenheit fand das Volk in den alten Kammern, das Verlangen nach einer konstituirenden Versammlung ward immer dringender, und es wurde eine allgemeine Volksversammlung auf den 13. Mai in Offenburg anberaumt, um über die Volkswünsche Beschlüsse zu fassen. Nun brach aber schon am Tage vorher in der Festung Rastatt eine Militärrevolution aus. Als Beschwerdegrund gaben die Soldaten an, daß man sie trotz der Grundrechte nicht auf die Verfassung beeidige, und daß der Mißbrauch des Einstandrechtes noch immer fortdauere. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dies Ereigniß und steigerte die Aufregung im Lande auf den höchsten Gipfel, die Volksversammlung wurde unter einem außerordentlichen Zulaufe abgehalten und endigte mit der Ernennung eines Landesausschusses, welchem es obliegen sollte, die Freiheiten und Rechte des Volkes zu wahren. Dem Beispiele der Rastatter Garnison folgten nun die übrigen im Lande. Auch die von Karlsruhe blieb nicht zurück, der Großherzog flüchtete, das

Ministerium folgte ihm, und nun übernahm der in Offenburg gewählte Landesausschuß die Zügel der Regierung.

[191] Im Landesausschuß war man der Ansicht, daß die Bewegung in die Nachbarländer hinausgetragen, und vor allem Darmstadt und Frankfurt besetzt werden müßten. Der Oberkommandant Eichfeld, welcher anfangs damit einverstanden war, fühlte, als es zur Ausführung kommen sollte, nicht die Kraft dazu und mußte durch den talentvollen Major Sigel ersetzt werden. Während dessen war der günstigste Zeitpunkt verstrichen, die Hessen hatten Zeit gewonnen, sich zu rüsten. Am 30. Mai kam es bei Heppenheim zu einem Zusammenstoß, in welchem die Badenser bedeutende Vortheile errangen, am Ende aber durch einen plötzlichen und unbegreiflichen Reißaus, den ihre Dragoner nahmen, zurückgetrieben wurden. In Mannheim und Heidelberg hatte diese Retirade eine außerordentliche Mißstimmung zur Folge. In der Nacht hieß es auch, die Hessen seyen im Anmarsch; allein diese Furcht war ungegründet, die hessische Armee war ebenso versprengt, als die badische. Das zweideutige Benehmen der meisten badischen Offiziere ließ sogar eine Contrerevolution befürchten, und Sigel sah sich genöthigt, das Obercommando niederzulegen. Seinem Nachfolger, Beck, gelang es nicht mehr, die Offensive zu ergreifen, da die Offiziere in einem abgehaltenen Kriegsrathe sich dagegen erklärten, und man beschränkte sich jetzt auf die Vertheidigung der Neckarlinie.

Am 1. Juni lößte sich der Landesausschuß auf. Es [192] wurde eine provisorische Regierung aus Brentano, Gögg, Peter, Sigel und Fickler eingesetzt, und eine constituirende Versammlung zusammenberufen, welche Letztere an die Stelle der provisorischen Regierung eine dreiköpfige Diktatur setzte, aus Brentano, Gögg und Werner bestehend.

Nach dem Gefechte bei Heppenheim erhielten die Hessen Verstärkung durch Reichstruppen unter dem Kommando des frühern Reichs-Kriegsministers von Peuker.

Während nun das preußische Armeekorps, welches unter dem

Befehle des Generals von Hirschfeld stand, die Pfalz besetzte, rückte ein zweites preußisches Armeekorps unter dem Befehle des Generals v. d. Gröben, bis gegen den Neckar vor, indem es die bisherige Stellung Peukers einnahm. Dieser aber wandte sich durch den Odenwald der obern Neckarlinie zu. Beide preußische Armeekorps standen unter dem Oberbefehle des Prinzen von Preußen.

Am 20. Juni ging, wie schon erwähnt, das Hirschfeld'sche Korps bei Germersheim über den Rhein, ohne Widerstand zu finden, da der Pole Minowsky, dem die Besetzung dieses Punktes anvertraut war, gar keine Posten ausgestellt hatte. Erst nachdem das rechte Ufer erreicht war, merkte er es, und griff die Vorposten bei Philippsburg an. In diesem Gefechte litt die preußische Reiterei [193] durch allzurasches Vordringen nicht unbedeutenden Schaden. Mehrere höhere Offiziere fanden den Tod, und der junge Prinz Friedrich Karl erhielt zwei leichte Verwundungen. Minowsky aber zog sich, statt wieder zur Neckararmee zu stoßen, nach Karlsruhe zurück.

Den folgenden Tag (21. Juni) kam es zu einem allgemeinen Zusammentreffen bei Waghäusel, in welchem die Preußen unter Hannecken den von Mieroslawsky befehligten Badensern weichen mußten; aber eine unvermuthete Verstärkung durch die Division Brunn, welche den linken Flügel des badischen Heeres von der Seite und im Rücken angriff, gab der Sache plötzlich eine andere Wendung. Zu gleicher Zeit wiederholten die unter Obrist Beckert zu einem Korps vereinigten badischen Dragoner ihr Manöver von Heppenheim, indem sie, anstatt die flüchtige Division Hannecken zu verfolgen, in die eigenen Reihen zurücksprengten, und eine solche Verwirrung in denselben anrichteten, daß ein schneller Rückzug nach Wiesloch zu das Ende dieses Tages war, der unter so glücklichen Auspizien für die Badenser begonnen hatte. Auf beiden Seiten war der Verlust bedeutend; auch der junge Schlöffel fand hier seinen Tod.

Die Absicht des Hirschfeld'schen Armeecorps war es nun, nach

Norden vorzumarschiren, durch Besetzung von Mannheim und Heidelberg die Neckarlinie frei zu machen, und sich vorerst mit dem zweiten Armeekorps [194] unter von der Gröben, und dann mit den Reichstruppen unter Peuker zu vereinigen. Nun brach aber am 22. Juni in Mannheim von Seiten der daselbst zurückgebliebenen badischen Dragoner und eines Theils der Bürgerschaft eine Contrerevolution aus, in deren Folge die Stadt den Preußen übergeben wurde. An dem nämlichen Tage sahen sich auch die Badischen genöthigt, um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen, Heidelberg zu räumen, und die Preußen rückten ohne Schwertstreich ein. Hierdurch war die Vereinigung der beiden preußischen Armeekorps bewirkt, und im Besitze der ganzen Neckarlinie, da inzwischen auch General Peuker bei Eberbach über den Neckar gegangen und nach Sinsheim vorgedrungen war, konnten sie nun nach Süden vorgehen. Während nun Mieroslawski, durch das Gebirg geschützt, sein Heer wieder sammelte, bestand General Sznaide mit den Pfälzern ein Gefecht bei Ubstadt, welches mit einem totalen Rückzuge der Letzteren endigte. Ebenso unglücklich fiel am folgenden Tage (24. Juni), ein zweites Gefecht bei Bruchsal aus. Und nun hieß es, Sznaide ist ein Verräther. In Weingarten wurde er von badischen Soldaten vom Pferde gerissen, und der Art mißhandelt, daß er zu Wagen weitergebracht werden mußte. Kurz darauf nahm er seine Entlassung, und der Oberbefehl über die pfälzischen Truppen wurde dem Oberst Blenker aus Worms übertragen. Wir [195] wollen nicht untersuchen, ob Sznaide in den genannten beiden Treffen Fehler begangen hat, ein Verräther war er aber nicht. Die beiden unglücklichen Gefechte hatten übrigens den Vortheil, daß Mieroslawski, der in Gefahr war, von den Preußen und Reichstruppen eingeschlossen zu werden, hierdurch Zeit gewann, und sich in Durlach mit den Pfälzern vereinigen konnte. Hier leistete man den Preußen noch einmal einen hartnäckigen Widerstand, um den beiden provisorischen Regierungen von Baden und Pfalz Zeit zu lassen, Karlsruhe zu räumen und sich nach Rastatt zurückzuziehen. Am 25. Juni

rückten die Preußen in Karlsruhe ein, die badisch-pfälzische Armee aber zog sich gegen Rastatt an die Murglinie zurück, um hier, durch das Terrain begünstigt, einen entscheidenden Schlag zu führen. Ihre Streitmacht war indessen bedeutend zusammengeschrumpft. Viele hatten aus Mißmuth oder Ermüdung die Fahne verlassen, überall herrschte Mißtrauen gegen die Führer, und von militärischer Disciplin war beinahe keine Rede mehr.

—

Die Benno'sche Schützenkompagnie nahm in Gernsbach Quartier. Während Mieroslawski seine Schlachtordnung entwarf, und in Karlsruhe Siegesfeste gefeiert wurden, konnten unsere vier Leutchen zum erstenmale seit acht Tagen, nach den ermüdendsten Märschen, nach [196] Entbehrungen aller Art und der bittersten Enttäuschung wieder einigermaßen der so nöthigen Ruhe genießen.

Ja, ihre Enttäuschungen waren bitter; am meisten fühlte sie Robert. Benno und Röschen nahmen die Sache leichter. Flora schien sogar noch zu hoffen; es war ihr unbegreiflich, daß alles verloren seyn könne. Man hatte bisher immer noch auf Würtemberg gehofft: erst in Karlsruhe hatten sie erfahren, auf welche schmähliche Weise die Nationalversammlung in Stuttgart auseinandergejagt worden, und daß das würtembergische Volk ruhig geblieben sey.

»Was soll nun noch,« sagte Robert, als die beiden Paare zu Gernsbach in Benno's freundlichem Quartier zusammensaßen, »unser auf 20,000 Mann zusammengeschmolzenes aller Disciplin baares Heer? Unser gegenwärtiger Standpunkt ist wohl günstig, rechts ins Gebirg hinein die würtembergische Gränze, zur Linken der Rhein, das Centrum durch die Festung Rastatt geschützt, hier kann man wohl noch einmal operiren, vielleicht auch siegen. Aber was hilft jetzt ein einzelner Sieg? Auf die Dauer reiben wir uns auf, an fremde Hülfe ist nicht mehr zu denken, es ist vorbei.«

»Kleinmüthiger!« schalt Flora. »Wie kannst Du so muthlos seyn, an allem verzagen? Die Sache, für welche wir streiten, ist eine gerechte, heilige. *Wir* können untergehen, unsere *Sache* nicht. Das Gerechte [197] muß endlich einmal siegen! — Auch ich habe meine Stunden, in denen trübe Ahnungen mich erfüllen, aber dann finde ich stets einen stärkenden Talismann in dem Gedanken an den heldenmüthigen Kampf des edeln Ungarvolkes, welches schon mehreremale vernichtet schien, aber, stets neue Kräfte entfaltend, zum Schrecken seiner Feinde wieder aufersteht. Können sie, die edeln Magyaren, nicht in diesem Augenblicke vor Wien stehen, kann Wien, in ihrem Besitze, im Besitze des deutschen Volks, nicht das Signal zu einer allgemeinen Erhebung geben, und werden wir dann nicht siegen?«

Robert schüttelte das Haupt und erwiederte: »Unsere *Sache* wird siegen, Flora, da hast du recht; *wir nicht.* Die Contrerevolution ist im Gange, sie ist unaufhaltbar, bis sie sich selber in den Abgrund stürzt. Das wird, das muß geschehen, aber erst nach Jahren, vielleicht erst nach vielen Jahren. Diesmal werden uns die Magyaren nicht retten.«

»Alle nach Freiheit ringenden Völker,« fiel lebhaft Flora ein, »haben ein Ziel, sie müssen sich gegenseitig die Hände reichen. Ach, Robert, wenn es sich wirklich so gestalten sollte, daß es hier zu Ende wäre, nach Hause könnten wir doch nicht zurück, wir müßten uns in der Fremde ein Asyl suchen; aber wohin? — Da blitzt mir ein Gedanke durch den Kopf, nach Ungarn, nach Ungarn laßt uns ziehen!«

[198] Ein wehmüthiges Lächeln spielte um Roberts Mund. Benno aber sagte: »Ja, nach Ungarn, meine Beste! Wissen Sie denn den Weg dahin?«

»Ich verstehe Sie,« erwiederte Flora; »Sie wollen damit sagen, der Weg dahin geht überall durch Feindes Land. Aber uns Frauen läßt man allenthalben passiren, und Männer, als fromme Pilger gekleidet…«

»Auch die passiren in den Romanen,« fiel Benno ein. »Aber als

vor einiger Zeit die Polizei keine Arbeit mehr fand und aus Langeweile Romane las, da ward sie auf diese verkleideten Pilger aufmerksam, und nimmt sie jetzt gar scharf ins Auge. Ich möchte lieber spornstreichs bis an die Zähne bewaffnet durch Feindes Land reiten, als mich in der Pilger- oder Pfaffenkutte durchschleichen.«

»Wir wollen auch den Fall setzen,« bemerkte Robert, »es gelänge uns, Ungarn auf die eine oder andere Weise zu erreichen, so würde es noch eine Frage seyn welche Aufnahme wir da zu erwarten hätten. Sieh' einmal, wir Deutsche sind ein gebildetes und mehr kosmopolitisches, als nationales Volk, und doch blicken unsere Leute mit einigem Mißtrauen auf die einzelnen Ausländer, die sich in unserm Freiheitsheere befinden. In Ungarn aber, wo die große Masse ohne Bildung ist, das Volk aber einen ausgeprägten Nationalstolz besitzt, da gilt der namenlose Fremdling gar nichts, und [199] es konnte ihm im Gegentheile passiren, daß er für einen Spion gehalten und als solcher an dem nächsten besten Baume aufgeknüpft würde.«

»Das wäre ja schrecklich,« meinte Benno, »im fernen Ungarlande zu baumeln, und nachher wahrscheinlich noch von den Wölfen zerrissen zu werden. In Ungarn gibt es viele Wölfe.«

»Ihr könnt mich überzeugen,« sagte Flora, »daß meine Idee nicht ausführbar ist, aber es soll euch doch nicht gelingen, das schöne Bild, welches ich mir vom Ungarlande und seinen Bewohnern entworfen habe, zu verderben. — ich will immer noch hoffen, daß wir uns noch nicht nach einem fremden Asyle umzusehen haben. Es muß hier noch zu einer Hauptschlacht kommen, die entscheiden wird; mit Spannung, mit Sehnsucht sehe ich ihr entgegen.«

»Es ist eigen,« setzte nach einer Weile Robert in nachdenklichem Tone das Gespräch fort; »ich bin im Gegentheil von einer gewissen Bangigkeit erfüllt, wenn ich an den kommenden Tag denke. Es mag wohl eine Wirkung der erfahrenen Enttäuschung seyn; es ist wohl die traurige Ueberzeugung von dem schlimmen Ausgange unserer Erhebung, was mir so düstere Bilder

vor die Seele malt; ich kann mich aber der Idee nicht entschlagen, es drohe uns ein Unglück.«

»Narrheiten,« warf Benno hin, »wenn man schon [200] so oft wie wir dem Feinde entgegengestanden hat, darf man ihn nicht mehr fürchten!«

»Meine theure Flora,« fuhr Robert nach einer Pause fort, »dürfte ich wohl eine Bitte wagen, und wirst Du sie erfüllen?«

»Was verlangst Du?«

»So höre mich an! Sieh', mein Kind, Du hast, erfüllt von Vaterlandsliebe, die Deinen daheim verlassen, bist mir gefolgt, hast an meiner Seite gekämpft, heldenmüthig und ausdauernd, Du, das schwache Weib, während Männer, der Ermüdung erliegend, uns verlassen haben.«

»Keine Männer! Es waren Feiglinge,« fiel Flora ein. »Man wird nicht müde, wenn man nicht will!«

»Nenne sie nicht Feiglinge! Nicht alle wenigstens waren feige. Viele sind weggegangen, weil sie die Erfolglosigkeit einsahen; andere, weil sie den Führern nicht trauten, weil sie sich verrathen glaubten, weil ihnen die Unordnung, der Mangel an Disciplin die Sache verleidete. Indessen, als Männer allerdings, hätten sie bleiben sollen. Du aber, Flora, ein Mädchen, Du hast mehr gethan, als sich vom Weibe erwarten läßt. Ich bitte Dich, laß es jetzt gut seyn. Du sollst uns ja nicht verlassen, Du wirst Deiner Freundin Gesellschaft leisten.«

»Ach ja, liebe Flora,« rief Röschen, »thue das, bleibe bei mir, thue es mir zu Gefallen. Sieh', wenn draußen der Kampf wüthet, und ich so einsam den Don[201]ner der Kanonen höre, da wird mir so bange um's Herz, da fürchte ich mich so sehr — aber wenn wir beide beisammen wären, das müßte ganz anders seyn, wir vertrieben uns einander die Zeit, dächten an keine Gefahr, und…«

Sie sprach nicht weiter, da Floras Blick immer ernster, ja fast zürnend wurde.

»Ich habe,« sprach sie jetzt, »die Männer, welche ihre Fahne verlassen, Feiglinge genannt. Zu derselben Fahne habe ich selber

geschworen. Daß ich ein Weib bin, entbindet mich nicht von meinem Eide. Ihr könnt nicht verlangen, daß ich ihn breche.«

»Du brichst keinen Eid,« unterbrach sie Robert, »Du hast ihn bereits erfüllt, Du hast mehr gethan.«

»Nein, Robert, nein!« fuhr sie fort. »Was Du hier sagst, ist nicht Deine Ueberzeugung. Wenn ich umgekehrt Dich auffordern wollte, vom Kampfe abzustehen, ich bin davon überzeugt, Du würdest mir kein Gehör schenken. Fordere es auch nicht von mir. Und auch Du nicht, Röschen. Ich kann, ich darf nicht zurücktreten. Was ich begonnen habe, muß ich vollenden.«

Niemand wagte mehr, ihr noch zuzureden. Man war überzeugt, daß es vergeblich seyn würde.

Am andern Morgen erhielt Benno den Befehl, eine Höhe auf dem rechten Ufer der Murg zu besetzen. Er brach sogleich mit seinen Leuten dahin auf. Die Stelle, [202] auf welcher die Mannschaft Posten faßte, war mit leichtem Gestrüpp bewachsen. Nach Westen lag die Gegend ziemlich frei, nach Osten aber verschloß sie ein dunkler Tannenwald. Von dieser Seite erwartete man übrigens keinen Feind, da man die würtembergische Gränze für beide Theile gesperrt glaubte. Doch stellte man auch nach dieser Seite Posten aus, und einzelne Patrouillen durchstreiften das Terrain, theils um die Posten zu visitiren, theils um selber zu rekognosciren. Robert begleitete die Patrouille, bei der sich Flora befand. Während mehrerer Umzüge blieb Alles still, und keine menschliche Seele ward sichtbar, als ein Köhler, der keine Furcht vor dem Kriegslärm zu haben schien, von Zeit zu Zeit seine rauchenden Meiler besichtigte, und sich dann wieder ruhig in seine Hütte zurückzog. Auf einmal aber, als sie einen Punkt erreicht hatten, wo die äußersten Vorposten standen, und der Wald sehr dicht war, ließ sich Geräusch vernehmen. »Haltet euch ruhig,« befahl Robert leise. In dem nächsten Augenblicke rief der nächststehende Posten: Halt!

Werda! Ein Schuß war die Antwort, eine Kugel schlug neben ihnen in einen Baumstamm. »Hinter Bäume, und schußfertig!« rief Robert. Flora wollte einem Baume zueilen, da fiel ein zweiter Schuß, sie sank zusammen. Mit einem entsetzlichen Schrei eilte Robert auf sie zu, eine Kugel war ihr durch die Brust gegangen.

[203] Wüthend vor Rache stürzten die anderen Schützen hinter ihren Verstecken her vor nach der Gegend zu, von der die Schüsse kamen. Man entdeckte jetzt mehrere Pickelhauben, es waren Vorposten von Reichstruppen, welche durch das Würtembergische gekommen seyn mußten. Sie ergriffen die Flucht; mehrere Schüsse, welche ihnen nachgesendet wurden, blieben des dichten Waldes wegen ohne Wirkung. Als sie in einiger Entfernung wieder Halt machten, warden ihrer noch mehr sichtbar. Unsere Schützen hielten es nun nicht für rathsam, weiter vorzugehen, sondern zogen sich langsam zurück. Dies reizte den Feind zum Vorrücken, und zwar so rasch, daß sich die Benno'schen Schützen zur schnellsten Flucht genöthigt sahen. Unterdessen aber hatte Benno Kenntniß von dem Vorfall erhalten, und eilte nun, nachdem er einen Boten an den Bataillonschef abgesandt, mit etwa achtzig Schützen seinen angegriffenen Leuten zu Hülfe und griff die Reichstruppen von zwei Seiten an. Es entspann sich ein lebhaftes Tirailleurfeuer, die Reichstruppen, obgleich geringer an Zahl, und weniger geübte Schützen, als Benno's Leute, deren Kugeln fast nie ihr Ziel verfehlten, leisteten anfangs einen verzweifelten Widerstand; dann aber, als es immer mehr Opfer auf ihrer Seite kostete, während Bennos Schaar nur einige leicht Verwundete zählte, zogen sie sich, von Benno verfolgt, zurück.

[204] Sobald Robert, der sich auch den Pflichten eines Feldarztes unterzog, den ersten Schreck überwindend, wieder Herr seiner Sinne ward, begann er, Flora's Wunde zu untersuchen, und erhielt leider die schreckliche Ueberzeugung, daß sie tödtlich sey. Nur mit Mühe gelang es ihm, einen Schrei der Verzweiflung zu unterdrücken; Flora aber, welche vollkommen bei Bewußtseyn war, errieth, was in ihm vorging und sagte mit gebrochener

Stimme:

»Ich lese es in Deinen Augen, Du weißt es, daß ich sterben werde…«

»O nein, nein, Flora! Wie kannst Du von Sterben reden? Du kannst, Du darfst nicht sterben!«

»Versuche es nicht, mich zu täuschen. Ich fühle es, es wird schnell, sehr schnell vorbei seyn. Ich habe nur noch einige Worte. Meine gute Schwester Therese, und den Onkel, der mir stets Vater war, laß es auf eine schonende Weise wissen — durch Edmund. Bezeichne ihnen mein Grab; denn hier, wo ich sterbe, hier auf dieser Stelle, unter diesen Bäumen möchte ich begraben seyn.«

»O, sprich nicht vom Grabe! Sprich nicht, was ich thun soll, wenn Du nicht mehr bist! Wie könnte ich Dich überleben?«

»Du sollst leben und wirst leben. Ich sterbe gern; aber höre auf die Worte einer Sterbenden: Man darf [205] den Tod nicht suchen; denn die Menschheit hat ein Recht an den Menschen. Das Vaterland wird, wenn auch jetzt nicht mehr, später Deines Armes und Deines Rathes bedürfen. Im Angesichte des Todes fühle ich es mit Zuversicht, daß nach Stürmen und Nacht wieder schöne Tage kommen werden, nach dem Tode Auferstehung — nach starrem Winter der Frühling des allgemeinen Völkerglückes. Diesen Frühling, Du wirst ihn sehen, sey's auch im Greisenalter. Dann denke zurück an diese Stunde des Todes. Ich kann nicht mehr — grüße die Meinen, Robert, lebe…«

Ein Blutstrom, der ihrem Munde entquoll, hemmte ihre Rede. Eine Minute später war sie todt.

—

Es mochte ungefähr eine Stunde vergangen seyn, und noch immer lag Robert in stummem Schmerze regungslos neben der Leiche, als ein Geräusch ihn aufschreckte. Es war der brave Köhler, der schon eine Weile vor ihm gestanden, aber nicht zu stören gewagt hatte.

»Das ist sehr traurig,« sagte er jetzt, als Robert zu ihm

aufschaute, »sehr traurig, so jung sterben zu müssen.«

»Das ist sehr traurig!« wiederholte Robert. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirne, als besänne er sich auf etwas, und fragte: »Wo sind die Andern?«

[206] »Sie sind drüben den Hang hinunter und verfolgen den Feind. Ein anderer Theil eurer Leute hat noch die vordere Höhe besetzt. — Horch! Da regt sich's wieder. Es kommen Leute; wahrscheinlich werdens die Euern seyn. Ich will sehen, im andern Falle müßten Sie auf Ihrer Hut seyn. — Richtig,« setzte er nach einer Weile hinzu; »es sind die Euern; das ist der Hauptmann, er kömmt gerade auf uns zu.«

»Wie steht es?« rief von weitem Benno.

»Todt!« antwortete Robert, auf den Leichnam deutend.

»O, Gott,« rief Benno erschüttert, »das einzige Opfer, aber welch ein Opfer!«

Ein tiefes Schweigen entstand. Nur aus der Ferne schwebten die feierlichen Töne des bekannten Volksliedes herüber:

Morgenroth! Morgenroth!
Leuchtest mir zum frühen Tod!

Als sie verhallt waren, ergriff Benno zuerst wieder das Wort:

»Aber sie ist gerächt, Robert. Zwanzig Leichen der Feinde bedecken den Boden, die Verwundeten nicht gerechnet.«

»Der Feind ist also abgeschlagen,« fragte Robert, welcher sich endlich zu ermannen schien, »und wir sind hier sicher?«

[207] »Vor der Hand,« antwortete Benno; »doch zweifle ich nicht daran, daß sie in größeren Massen zurückkommen werden, um hier einen Durchgang zu erzwingen. Ich habe deßhalb auch schon um Verstärkung nachgesucht.«

»Sie ist noch *nicht* gerächt,« sagte Robert. »*Mein* Arm muß sie rächen. Führe mich in den Kampf, Benno, daß ich sie räche, dann will ich sterben.«

»Du sollst sie rächen, ohne zu sterben. Du sollst leben. Du mußt

Mann seyn, Robert. Laß uns über unserem Schmerze unserer Pflicht nicht vergessen. Hier auf dieser Stelle wird unseres Bleibens nicht lange mehr seyn. Wir müssen die Leiche wegbringen lassen — auf den Friedhof nach Gernsbach… «

»Nein, nein,« fiel Robert heftig ein; »hier auf dieser Stelle soll sie ruhen! Sie verlangte es ausdrücklich.«

»So muß es gleich geschehen. Der Feind könnte uns überraschen, und die Pflicht uns abrufen.«

Das Grab ward gegraben, wobei der Köhler wirksame Hilfe leistete. Robert mußte weggebracht werden, als man die Leiche verscharrte. Neben dem Grabhügel stand eine Buche, die einzige, welche unter den Tannen hier sichtbar war. In die Rinde derselben schnitt Benno den Namen Flora ein, damit die Stelle kenntlich bliebe.

Robert fand jetzt Thränen für seinen Schmerz. Weinend saß er am Grabe.

[208] Als aber eine halbe Stunde später das Signal zum Angriff ertönte, sprang er auf, küßte den Boden, welcher die Ueberreste derjenigen barg, die ihm sein Einziges, sein Alles gewesen, und eilte, Flora's Gewehr ergreifend, davon.

Das Gefecht, welches jetzt folgte, war blutig, blieb aber unentschieden. Gegen Abend zog sich Benno, der die verlangte Verstärkung nicht erhalten hatte, nach Gernsbach zurück.

Die Schlacht am folgenden Tage entschied. Während der linke Flügel des Revolutionsheeres auf der Rheinseite siegte, und seine Artillerie furchtbar in den Reihen der Gegner hauste, konnte sich der rechte Flügel gegen die von der würtembergischen Seite eindringenden Reichstruppen nicht halten. Mieroslawski hatte von dieser Seite gar keinen Widerstand erwartet, und diesen Punkt nur schwach besetzt. Den hartnäckigsten Widerstand leistete Benno's Schützenkompagnie bei Gernsbach. Robert stand mitten im

mörderischesten Kugelregen, um ihn herum fielen die Freunde; ihn, der den Tod suchte, traf keine Kugel. Nur mit der größten Mühe gelang es Benno, als Alles verloren war, ihn zurückzuziehen. Ein Theil von Gernsbach war vom Feinde zusammengeschossen. Wild loderten die Flammen, sie leuchteten als Leichenfackeln der erdrückten Revolution.

SCHLUSS

[209]

Zwei Monate später sassen auf einer Rasenbank neben Flora's Grabe, auf welchem Blumen blühten, ein Mann und eine Frau. Der Mann starrte vor sich hin, die Frau in tiefer Trauer benetzte mit Thränen das Grab. Zehn Schritte davon stand ein junger Mensch und weinte auch.

»Bist Du da, Georg?« rief jener Mann dem Letztern zu, als sein Blick auf ihn fiel, »hast Du den Förster gesprochen?«

»Ja wohl, antwortete dieser; der Wald hier ist Privateigenthum. Der Förster ist zu dem Eigenthümer gegangen, und wird, nachdem er mit ihm Rücksprache genommen, Ihnen Antwort sagen. Sehen Sie, dort kommt er; und der Andere, der ihn begleitet, ist der Köhler, von dem ich Ihnen erzählte.«

Der Förster kam herbei. Der Köhler blieb in einiger Entfernung stehen. Der Mann am Grabe, in welchem der Leser vielleicht schon unsern alten Freund [210] Edmund wiedererkannt hat, näherte sich dem Förster mit den Worten: »Entschuldigen Sie, mein Herr, daß wir Ihnen so viele Mühe verursachen.«

»Ich bitte,« antwortete dieser. »Ich thue das gerne. Der Eigenthümer des Waldes will Ihnen die Ruthe Land, welche Sie hier wünschen, abtreten, und verlangt — *Nichts* dafür. Da indessen der Form wegen im Kaufakte eine Summe angegeben seyn müsse, so möchten Sie eine solche selber bestimmen und dem Flüchtlingscomite in Zürich überweisen.«

Ich danke Ihnen recht sehr,« entgegnete Edmund. »Sagen Sie dem Herrn, er möge Dreihundert Gulden in den Kaufbrief setzen

lassen. Damit wäre das abgemacht. — Der Platz ist nun unser,« setzte, er zu Therese gewendet hinzu, »und wir können nunmehr unsern Plan machen.«

»Ich begreife,« sagte Therese, »daß die sterbende Flora sich diese Grabesstelle erwählte. Es ist so friedlich hier auf dieser Waldeshöhe; hier schläft sie ruhig. Eine unbekannte Hand hat hier diese Rasenbank am Fuße der großen Buche geschaffen, und Blumen auf das Grab gepflanzt. So, und nicht anders, wie heute, möchte ich, so oft wir hierher kommen, das Grab sehen. Ein Stein, ein steifes Denkmal gefällt mir nicht; hier wenigstens würde es stören.«

»Du hast Recht, Therese. Aber zum Schutze des [211] Grabes müssen wir doch eine Umzäunung herstellen lassen.«

»Oh, nur keinen künstlichen Zaun!« meinte Therese.

Der Förster trat wieder näher und sagte:

»Die Blumen, welche Sie heute hier sehen, hat der gute Köhler da gepflanzt, und auch die Bank da gemacht. Wenn Sie es erlauben, so werden wir beide gemeinschaftlich in Zukunft das Grab besorgen. Und da Ihnen, Madame, die künstlichen Zäune nicht gefallen, so mache ich Ihnen den Vorschlag, einen Naturzaun von Hainbuchen hieher zu setzen, welcher schon in wenigen Jahren ein schützendes Gehäge bilden wird. Bis dahin wollen wir selber, der Köhler und ich, für den Schutz sorgen.«

»O ja,« sagte Therese aufstehend, »thun Sie das, mein Herr, wir sind Ihnen zum innigsten Dank verpflichtet. Aber auch dem guten Mann dort, der die Blumen gepflanzt hat, muß ich danken;« und sie ging auf den in bescheidener Entfernung stehenden Köhler zu.

»Madame,« sagte dieser schüchtern, »Sie thun mir zuviel Ehre an. Daß ich die Blumen hersetzte, war ja so natürlich. Denn als der Herr Hauptmann den Namen hier in die Buche schnitt, während der Andere vor Schmerz ganz außer sich war, da dachte ich gleich, das Grab würde späterhin wieder besucht werden, und da ich nichts anders hatte, pflanzte ich die Blumen dahin.«

»Waren Sie zugegen, als sich das traurige Ereigniß zutrug?«

fragte Edmund.

[212] »Als ich den Schuß hörte,« erwiederte der Köhler, »da fuhr ich erschrocken aus meiner Hütte heraus, und wollte sehen, was es gäbe. Wie ich ankam, und den jungen Burschen im Blute liegen sah, — ich hörte erst später, daß es ein Mädchen war — da sprach sie noch zu dem jungen Mann, der ihr Freund war, aber ich traute nicht näher zu gehen, und verstand nichts davon. Gleich darauf aber kam ihr das Blut aus dem Munde, und da war sie todt.«

Therese sank weinend auf das Grab zurück.

Robert an Edmund.

Neu-Pfalz im Ohiostaate, den 1. August 1850.

Wie glücklich bist Du! Wie glücklich Deine Therese! Welch ein Himmel von Hoffnungen schließt sich Euch in eurem Knaben auf! Wie arm ist dagegen ein Leben, wie das meine, das keine Hoffnung mehr kennt, ein Herz, das nur noch ein Gefühl hat, ein schmerzliches Wonnegefühl: die Lust zu schwelgen in der Erinnerung an die, welche ich verloren, mit welcher ich alles verloren habe. Nur in dieser Erinnerung und durch diese Erinnerung lebe ich; mein ganzes Leben drängt sich in jene zwei Monate zusammen, welche ich fortwährend in stetem Scene- und Zeitwechsel durchlebe. Zwei Momente sind es aber, die immer wiederkehren, die mich, den [213] wach Träumenden, in den Schlaf hinein begleiten, und mich als Fiebertraum wieder aus demselben erwecken. Zuerst ist es jener Augenblick voller Ewigkeit, der mir den Himmel öffnete, da wir, Flora und ich, auf jenem Berge standen, ihr Anderen waret fort. In stummem Sinnen starrten wir in die schweigende Landschaft, in die untergehende Sonne; in Flora's Auge erglänzte eine Thräne, ich wage in dies Auge hinein zu sehen, und *sie*, es war *ein* und derselbe Blick, *ein* Gedanke, *ein*

Wort: Flora! Robert! Wir hatten uns Alles gesagt. Was bedurfte es anderer Worte! — Schwelge ich in dem Genusse jener Stunde, dann lebt Flora, dann ist sie die Meine, dann ist es unmöglich, daß sie todt sei, denn ich fühle mich vereint mit ihr, wir führen ein seliges Leben. — Aber dann auf einmal aus unserm — nein, jetzt muß ich sagen, aus *meinem* erträumten Glücke schreckt mich jener fürchterliche Schuß auf, ich sehe sie sinken, bluten, — in meinen Armen haucht sie ihre Seele aus. Und wenn ich mich dann besinne, daß dieser letztere Moment kein Traum ist, o, dann bin ich so unendlich unglücklich, und weiß nicht, warum ich leben soll. — Ich grübele oft darüber nach, ob sie nicht eine Ahnung eines frühzeitigen Todes in sich getragen, ob ein unbestimmtes Gefühl ihr nicht gesagt, daß unser Liebesglück nur von kurzer Dauer seyn werde, und eine solche Ahnung sie zu jenem sonderbaren durch keine [214] Widerrede zu bekämpfenden Entschluß geleitet habe, mir in den Freiheitskampf zu folgen. Als sie einmal davon sprach, wie schön es seyn müsse, für die Freiheit zu sterben, da war es keine jener so oft gehörten Phrasen; denn ihre Stimme hatte dabei einen so eigenen Klang, in die begeisterten Worte mischte sich ein leise klagender Ton, der aus dem Innersten kam und mich erbeben machte. — Und dennoch wollte sie nicht, daß ich mit ihr sterben sollte. »Das Vaterland,« waren ihre letzten Worte, »wird deiner, wenn auch später noch gebrauchen. Im Angesicht des Todes,« sagte sie prophetisch, »fühle ich es mit Zuversicht, daß nach Stürmen und Nacht wieder schönere Tage kommen werden, nach dem Winter — der Frühling des allgemeinen Völkerglückes.«

Der schaurige, eisige Winter ist eingetreten. Wird ihm je wieder ein Frühling folgen?

Er wird kommen. Nach den Naturgesetzen muß er kommen. Wann aber? Es gibt keine Wetterkunde, die das berechnen kann.

Hier ist Frühling. Amerika steht noch im Frühlingsalter, es hat noch eine reiche Zukunft. Und doch ist jener Frühling nicht derselbe, wie ich ihn mir für Deutschland, für Europa erträumt hatte. Ich habe alle Staaten bereist, in keinem fand ich, was ich

suchte; am schmerzlichsten berührte mich aber in den südlichen Staaten der traurige Zustand der schwarzen Sklaven: [215] Sklaven, furchtbar mißhandelte Sklaven in dem Musterlande der Freiheit! Es ist Wahnsinn! Fort, fort aus diesen Plantagen! Jetzt habe ich mich hierher zurückgezogen, wo Benno eine freundliche Farm besitzt, und glücklich ist mit seinem lieben Weibe. Auch sie haben ein allerliebstes Söhnchen. Ihr Beneidenswerthen! Bei Euch ist Leben. Ich habe nur die Erinnerung.

Ich werde mich daher auch nie in Amerika heimisch finden. Was mich noch fesselt, ist in der alten Welt. Schicke mir doch in Deinem nächsten Briefe eine Blume vom Grabeshügel bei Gernsbach!

ANMERKUNGEN

1 Diese Worte waren bereits geschrieben, ehe ich Franz Raveaux' Schrift über die badische Revolution las. In derselben finden sich nämlich hinsichtlich der Offenburger Versammlung von 13. Mai fast die gleichen Worte. *Der Verf.*

2 Die dreitägige Schlacht bei Lautern, in welcher der Herzog von Braunschweig-Oels den französischen General Hoche, der nach Landau vordringen wollte, zurückschlug. Auch am 23. Mai und 20. September 1794 fanden hier zwei Treffen statt.

3 *Diese* und die nachfolgenden, dem Bürger Ludwig in den Mund gelegten Worte, sind einer Bekanntmachung des Landesausschusses (vom 9. Mai) entnommen. *Anmerk. des Verf.*

4 An dieser Sache war wirklich etwas; jedoch trug der Landesausschuß keine Schuld; sondern die Idee der Einschüchterung war einzig und allein dem Kopfe Fenner von Fennebergs entsprungen, welcher alle Truppen vor der Fruchthalle aufstellen, und durch Trommelwirbel einen solchen Lärm machen ließ, daß man im Saale kaum die Verhandlungen fortführen konnte. Als die Geldsäcke aber hierdurch sich noch nicht einschüchtern ließen, wollte er wirklich den Saal besetzen lassen, woran ihn jedoch der Landesausschuß verhinderte.

5 *Damals* der Endpunkt der westlichen Eisenbahnstrecke.

6 In einem offiziellen Berichte über die Operationen der preußischen Rheinarmee in der Pfalz und Baden d. d. Karlsruhe 26. Juni 1849 wird zugegeben, »daß es allein den angestrengtesten Bemühungen der Offiziere zuzuschreiben war, wenn im Gefechte überhaupt Gefangene gemacht wurden.«

ZU DIESEM E-BOOK

Cover

Unbekannter Künstler, »Elise Blenker mit einer gefüllten Truhe vor Schloss Eberstein«, Lithografie von 1849.
Elise B. war eine der Freischärlerinnen, die an der Revolution in Baden und der Pfalz teilnahm. — So etwa könnte also auch die ›Flora‹ dieser Novelle ausgesehen haben.

Textvorlage

Google-Scan der Originalausgabe und eigenes OCR (Vielen Dank an Bruce Welch!)

Editorische Bemerkung

Die inkonsistente Rechtschreibung blieb, bis auf wenige Druckfehler, unverändert. Die Seitenzahlen des Originals stehen in eckigen Klammern, gesperrter Druck wird kursiv dargestellt.

Bibliografische Angaben

Friedr[ich] Albr[echt] Karcher: Die Freischärlerin. Novelle aus dem Jahre 1849. Kaiserslautern. In Commission der Ph. Rh. Mahla'schen Buchhandlung, 1851.

© whink e-books | im Juli 2024
whink44@posteo.de